

Veilchen



Inhaltsverzeichnis

- S.3 Lesetagebuch Januar bis März 2011 [*Andrea Herrmann*]
- S.7 An der Zollstelle [*Bernd Wiebus*]
- S.8 Schneeklingeln [*Brigitte Scherer*]
- S.9 Uwe im Kaukasus [*Robert Scheer*]
- S.13 Fahrt nach Polen (1/2) [*Karl Farr*]
- S.16 Gefräßigkeit [*Thilo Bachmann*]
- S.17 Der Friseur von Biebelsreuth [*Hans-Jürgen Gaiser*]
- S.21 Jeden Freitag um 8 Uhr [*Elfriede Camilla Herold*]
- S.23 Katze Tatella [*Holger Hartenstein*]
- S.26 White Room [*Manfred Kern*]
- S.27 Pochender Puls [*Norbert Sternmut*]
- S.28 Die heitere Schildkröte [*Volker Griefß*]
- S.28 Warum [*Angelika Schranz*]
- S.29 Retour [*Arno Peters*]
- S.30 Vergleich Duden - Textor [*Maria Fröse*]
- S.32 Rezension: „Jan und Janina“ von Gerd Egelhof [*Andrea Herrmann*]
- S.33 Rezension: „Hannahs Haus“ von Susanne Koch [*Andrea Herrmann*]
- S.34 Rezension: „Komm mit, sagte der Esel“ von Michael Hüttenberger [*A. Herrmann*]
- S.35 Wettbewerbe [*Andrea Herrmann*]

Liebe Leserin, lieber Leser,

den Winter haben wir glücklich hinter uns gebracht, der Frühling lockt ins Freie – ob mit oder ohne Buch.

Ich wünsche Ihnen viel Freude an der Frühjahrs-Ausgabe des Veilchens!

Andrea Herrmann

Titelbild von Angelika Schranz

Das „Veilchen“ erscheint alle drei Monate und kann gegen 2,50 € in Briefmarken bestellt werden (außerhalb Deutschlands mit entsprechendem Versandkostenaufschlag).

Bestellungen und Beiträge an: „Veilchen“, c/o A. Herrmann, Daimlerstr. 121, 70372 Stuttgart
oder per E-Mail: veilchen „at“ geschichten-manufaktur.de

Alle Rechte bei den Autoren. Manuskripte bis vier Seiten Umfang sind willkommen.
Ältere Ausgaben der Zeitschrift finden Sie auch zum Herunterladen auf der Webseite:
www.geschichten-manufaktur.de/veilchen.html

Lesetagebuch Januar bis März 2011

Spannend und dramatisch ging es am Jahresbeginn in meiner Lektüre zu!

„*Geschwisterliebe*“ von Theodor Fontane ist so richtig „Heavy stuff“. Hier geht es um Menschen, die wissen, wie man sich und anderen die Lebensfreude raubt! Clara und Rudolf bewohnen als elternlose Geschwister alleine ein großes Haus, sind aber ansonsten verarmt. Der blinde Rudolf bemitleidet sich gerne in selbst gereimten Liedern, zu denen er die Harfe spielt. Als Clara sich in einen Geistlichen verliebt, zerstört sie die starre Idylle. Die kompromisslose Liebe ihres Bruders kennt nur eins: Clara muss sich ein für alle Mal entscheiden. Sie verlässt

lisich ielsmh.0.96 -13.8 TD 0 Tmitleidet sie elaus, ng

Aber dann gab ich dem Genre noch eine allerletzte Chance. Bei Buchticket (www.tauschticket.de) entdeckte ich eine Rubrik „Häkelkrimis“. Das klang so schön harmlos, das Verzeichnis war auch relativ leer. Beherrscht wurde es von einer Serie um eine „Tante Dimity“. Ich entschied mich für „*Tante Dimity und der verschwiegene Verdacht*“. Der Titel hätte knackiger sein können (beispielsweise: „Tante Dimity und der ertrunkene Rockstar“). Wer Tante Dimity ist, habe ich nicht so recht verstanden, denn sie tauchte persönlich nur in der ersten Szene auf. Aber alle außer mir scheinen sie zu kennen, denn diese ominöse Tante hält alle Fäden in der Hand und fügt es so, dass die handelnden Personen einander begegnen. Ob sie plante, dass die alten Verbrechen aufgeklärt werden, bleibt unklar, aber sie wollte genau diese Menschen zusammen bringen. Dieses Buch wiegte mich innerhalb der ersten Dutzend Seiten in die Sicherheit, dass mir nichts Böses, insbesondere nichts Ekelhaftes begegnen könne. Schon wegen der Kinder. Grayson, der Erbe von Penford Hall, Derek der das Kirchenfenster restaurieren soll (das gar keine Reparatur benötigt) sowie Emma, die IT-Projektleiterin, die durch eine Verkettung mysteriöser Umstände als Gärtnerin angeheuert wird, könnten eigentlich die besten Freunde sein. Wäre da nicht Susannah, das alternde Model, das unangenehme Fragen stellt wegen des Rockstars Rex Lex, der vor Jahren als Gast des Hauses ertrunken ist, und die um beide Männer buhlt. Doch plötzlich liegt sie bewusstlos im Garten und an der kleinen Hacke klebt Blut. Emma und Derek ermitteln, schleichen durch Geheimgänge und finden einen verborgenen Raum. Dort werden sie von der Bande Bösewichter gestellt und diese - wie im Krimi üblich - klären sie grinsend über ihre Verbrechen auf. „Natürlich habe ich Rex Lex umgebracht“, gesteht Grayson. Den Clou dabei will ich nicht verraten. Jedenfalls: Niemand stirbt. Entschuldigung, aber das ist ja gerade das Besondere an diesem

Buch. Wer am Ende wen küsst, verrate ich nicht. Lesen Sie selbst und gewinnen Sie gefahrlos all diese schrulligen Personen lieb. Sie werden Sie nicht enttäuschen! Verlieben dürfen Sie sich auch in das Schloss, den Garten in der Ruine, die alte Kapelle und die schroffen Klippen.

Es fühlte sich seltsam an, „*Das Eisenbahnunglück*“ von Thomas Mann als Hörbuch zu hören (gelesen von Gert Westphal), während kurz zuvor ein ähnlicher Unfall viele Menschen getötet hatte. Thomas Mann's fiktiv miterlebte Havarie tötete niemanden. Und so kann der Beobachter das nächtliche Abenteuer mit geschliffener Ironie genießen. Ein Nachtzug ist auf einen Güterzug aufgefahren. Da der Zugführer jedoch frühzeitig die Notbremse zog, entstand vor allem Blechschaden, Passagiere und Gepäck wurden wild durcheinander gewürfelt. Bei solchen Unglücken hat zunächst niemand den Überblick, doch manche Leute meinen mehr zu wissen. So geht schnell das falsche Gerücht um, man sei entgleist, doch es war der Güterwagen, weichen musste. Es kehrt ein junger Mann von vorne zurück und macht „wilde Vernichtungsgesten“ im Zusammenhang mit dem Geschick des Gepäckwagens, woraufhin der Erzähler sich um seinen Koffer sorgt, insbesondere das darin enthaltene Unikat eines Romanmanuskripts. Sofort löst dies die Frage aus, ob er dieses Werk erneut schreiben würde, ganz von vorne, Wort für Wort. Ja, er würde es tun! Schmerzhaft trifft es ihn zu hören, man plane „Räumungsarbeiten an seinem Manuskript“. Eher hilflos wirkt in diesem Durcheinander der Schaffner, auf den keiner hört, denn er ist ganz „ohne Mütze und ohne Haltung“. Während die Reisenden, aus dem qualmenden Zug entstiegen, in der Nacht stehen, wird der Zugführer, der ihr Leben durch die Notbremsung gerettet hat, zum Helden. Am Ende geht es mit dreistündiger Verspätung weiter in einem Ersatzzug. Doch ganz in Ordnung kommt das Durcheinander nicht mehr: Ein Passagier

der ersten Klasse beschwert sich über den „Kommunismus“, nämlich dass er nun mit der zweiten Klasse gemeinsam reisen muss.

Der zweite Band „*Verrat*“ aus der Trilogie „Der verwaiste Thron“ von Claudia Kern führt die Geschichte von Gerit und Ana weiter, die durch den Mord an ihren Eltern heimatlos und vogelfrei wurden. Beide haben sich nun von ihren Gefährten und Lehrmeistern getrennt, treffen ihre eigenen Entscheidungen und leben mit den Konsequenzen. Nun sind sie wirklich ganz alleine in der Welt, trotz neuer Bündnisse, die sie schließen. Es fällt schwer, jeweils richtig zu entscheiden in dieser unübersichtlichen Welt. Jeder scheint gegen jeden Krieg zu führen. Während im ersten Band vor allem Ana und Gerit heimat- und schutzlos umherirrten, gilt dies inzwischen für alle Menschen und Nachtschatten. Vertreibung, Furcht, Misstrauen und unzuverlässige Bündnisse sind zum Lebensgefühl aller geworden. Die Fronten werden immer unklarer. Nicht nur weil die Nachtschatten für die meisten Menschen nicht als solche zu erkennen sind. Auch weil der normale Bürger oder Soldat oft gar nicht weiß, wer gerade gegen wen Krieg führt. Im Zweifel kämpft jeder für sich. Soldaten und Deserteure, vertriebene Bauern, die Witwen von Soldaten, die als Banditinnen leben, Milizen, die keiner mehr braucht, freigelassene Sklaven, ein entlaufener Soldat der ewigen Garde, die mit Schande beschmutzten Magier, einzelgängerische Sonderlinge. Die beiden Fürstenkinder entwickeln sich zu Strategen und Herrschern, erstarken und werden hart zugleich. Als Mittelband einer Trilogie hat dieses Buch keinen richtigen Anfang und Schluss, es wirkt eher nach Seitenzahl bemessen aus einem dicken Buch herausgeschnitten. Ein Grund mehr, sofort anschließend den dritten Band zu lesen...

Im dritten Band „*Rache*“ geht die Verwirrung weiter, doch nur scheinbar. In der manischen Suche nach einem Mittel,

das Nachtschatten entlarven kann, wird so mancher falscher Zauber entwickelt, doch die meisten davon sind harmlos und lassen Nachtschatten ungeschoren. Die Fürstin versucht, einen Gefangenen zu befreien, und eine Dienerin entpuppt sich als unglaublich mächtig. Besessene werden frei gelassen und sorgen für Durcheinander. Eine dritte Macht schaltet sich ein, die Vergangenen. Gegen Ende der Trilogie steigert sich das Tempo, die Kapitel werden kürzer. Und dann entwirren sich alle Fäden und es treffen alle Hauptpersonen und Mächte bei der Burg von Somerstorm zusammen, dort wo alles begann. Es kommt zu einem letzten Kampf, in dem Menschen und Nachtschatten Seite an Seite gegen den machthungrigen König ohne Land und seine unsterbliche Garde zusammenhalten müssen. Eine der letzten Szenen ist das Wiedersehen zwischen den beiden Nachtschatten-Anführern: den alten Kampfgefährten Korvellan und Schwarzklaue.

„Ein Schatten fiel über ihn. Korvellan drehte sich auf den Rücken.

„Sei begrüßt, Schwarzklaue“, sagte er. Krallen bohrten sich in seine Rippen, rissen ihn vom Boden hoch. Er schrie, als eine von ihnen abbrach.

„Ich bin hier, um dich zu töten“, sagte Schwarzklaue.

„Ich weiß.“ Korvellan biss die Zähne zusammen, kämpfte gegen den Schmerz an. „Du folgst mir schon seit Westfall.“

Schwarzklaue warf ihn in den Schnee. „Warum tust du das immer?“ brüllte er über das Donnern des Bergs hinweg. „Ich sage etwas, du antwortest, und auf einmal ergibt das, was ich gesagt habe, keinen Sinn mehr.“

Korvellan presste die Hand auf die Rippen. Blut quoll zwischen seinen Fingern hervor. „Vielleicht solltest du etwas Klügeres sagen.“

Schwarzklaue knurrte. Er ging im Schnee auf und ab. „Was war da drinnen los? Ist der Junge tot?“

„Ja.“

„Und der Fürst?“

„Auch.“ Korvellan setzte sich auf. Sein Blut tropfte in den Schnee. „Er hat die Welt verändert, sagte er.“

„Scheiß auf die Welt!“ Schwarzklaue trat gegen einen Stein. „Ich habe Städte in Brand gesteckt und Menschen gejagt, bis sie Blut kotzten. Ist das nichts?“

Korvellan tat so, als dächte er darüber nach. „Doch, das ist was. Aber nicht das, was wir tun wollten.“

„Was du tun wolltest. Ich wollte nie etwas anderes, als die Welt in Flammen zu setzen.“ Er setzte sich schwerfällig in den Schnee. „Du hättest uns nicht verlassen dürfen. Alles brach danach zusammen.“

„Ja, ich weiß.“ Korvellan fuhr sich mit der Hand über die Augen. Er war müde.

„Es ist getan. Ich kann nichts mehr daran ändern.“

Seine Pläne erschienen ihm auf einmal naiv. Er hatte geglaubt, Menschen und Nachtschatten gegen die Vergangenen einen zu können, doch am Ende hatte er nur hilflos in einer Höhle gestanden, während andere seinen Kampf austrugen.

„Wirst du mich umbringen?“ fragte er.

Schwarzklaue knurrte.

„Ich frage nur, weil mir kalt ist und ich es hinter mich bringen will.“

„Würde jemand ein Lied darüber schreiben, wenn ich es täte?“

Korvellan hob die Schultern.

„Wahrscheinlich nicht.“

„Dann scheiß drauf.“

Tatsächlich hat Fürst Craymorus die Welt verändert. Er sog die zerstörerische Magie zusammen und vereinte sie. Der Spalt, der in Form des breiten, als Gott verehrten Flusses die Welt in östliche und westliche Königreiche spaltete, und sich auch unterirdisch bis in unbekannte Tiefen

fortsetzte, hat sich geschlossen. Die alte Generation der Fürsten und Mächtigenfürsten ist tot oder sagt sich von der Macht los. Und so entsteht Raum für die neue Generation, die offen ist für ein friedliches Zusammenleben von Nachtschatten und Menschen.

Ein ganz wunderbar tiefsinniges Buch ist „*Die Erbschaft*“ von Connie Palmen (HörbuchHamburg). Als die Schriftstellerin Lotte Inden unheilbar erkrankt, ist ihr wichtigster Roman noch nicht geschrieben. Der junge Max Petzler soll sie nicht nur pflegerisch betreuen, sondern ihr Erbe antreten: ihre Unterlagen und Notizen sichten, ihre Weltsicht kennen lernen und diesen letzten Roman vollenden. Und so behandelt dieses Buch Themen rund um zwischenmenschliche Beziehungen, auch das Schreiben als Kommunikationsmittel. Wir lernen, dass geizige Menschen keine guten Schriftsteller abgeben, denn Schreiben bedeutet, dem Leser von sich zu geben. Ist ein Schriftsteller ein Narziss? Muss er es nicht sogar sein? Was macht Autoren gegenüber Kritikern so empfindlich? Als Selbstverteidigung sieht der Schriftsteller den Kritiker vielleicht als jemanden mit dem Verstand einer Muschel und „dem angepassten Sprachschatz eines Muster-schülers, der vielleicht etwas zu Papier bringt, aber nicht schreiben kann.“ „Jemand, mit dem man fern sieht, muss man lieben.“ Denn das Fernsehen erlegt jedem Schweigen auf. Mit jedem kann man nicht gemeinsam schweigen.

Andrea Herrmann

An der Zollstelle

Niederschrift eines Traumes vom 04. Dezember 2010

Ich gehe bei nasskaltem Wetter eine Allee entlang. Links und rechts stehen hohe Pappeln, dahinter Weiden und Äcker, auf denen große Schneeflecken liegen. Auch die Strasse ist mit zusammengetretenem Schnee bedeckt, der hart gefroren ist und jetzt wieder langsam taut. Die Fahrspuren von Fahrzeugen bilden darin glitschige Stolperstellen.

Der dunkle, unstrukturierte, leicht gelbliche Himmel deutet eine dicke, niedrige Wolkendecke an.

An einem Gurt über der Schulter trage ich eine große Munitionskiste aus Blech. In das Blech sind Löcher gebohrt, als Luftlöcher für meine Katze, die ich darin transportiere.

Die Strasse ist überwiegend gerade, aber als sie sich einem Waldrand und einem kleinen Fluß, der sich gefällearm durch die Weiden und Äcker windet, nähert, macht sie auch kleinere Biegungen, um sich dem Gelände anzupassen.

An einer dieser Biegungen steht die Ruine einer ausgebrannten Tankstelle. Als ich näher komme, sehe ich ein an einen der Bäume genageltes Pappschild: „Zollstelle“, darunter ein dicker Pfeil Richtung Tankstelle. Von der Tankstelle selber steht nur noch das Kassen- und Verkaufsgebäude. Die ehemals weiß gestrichenen Wände sind vom Ruß geschwärzt. Die große Betonplatte, die das Vordach bildete, unter dem sich die Zapfsäulen befanden, ist zerbrochen und heruntergefallen. Inmitten des Schutts ist von den Zapfsäulen nichts mehr zu sehen. Die hintere Hälfte der Platte steht noch hochkant an das Verkaufsgebäude gelehnt, so dass vom Schaufenster und der Eingangstüre nichts zu sehen ist. Aber es kringelt sich ein

Rauchfaden heraus, und es riecht nach verbranntem Holz mit einem Schuss von verbranntem Kunststoff.

Also gehe ich zu dieser Lücke, und richtig, der Rest der Platte bildet einen schmalen Gang, der zur Eingangstüre und weiter am zertrümmerten Schaufenster entlang führt. Das andere Ende des Ganges ist unten mit Schutt und oben mit einem Stück Plane verschlossen. Vermutlich, damit es nicht so erbärmlich zieht. Das Schaufenster ist mit einem Mix aus Balken, alten Schalungstafeln und einem blauen LKW-Planenrest verschlossen. Auch die Eingangstüre war ursprünglich etwas anderes und passt nicht so richtig, so dass sie mit einem Stück Holzbrett verbreitert werden musste, um die Öffnung zu verschliessen. Der Rauchgeruch wird stärker. Ich trete ein.

Der dunkle, ausgebrannte Raum stinkt stark nach Rauch. Die geschwärzten Trümmer der Regale und der Kassentheke sind in eine Ecke geräumt, um Platz zu schaffen. Da, wo jetzt der Platz ist, steht ein Tapeziertisch, auf dem Schreibzeug, Papiere und eine Taschenlampe liegen. Dahinter sitzt auf einem Klappstuhl der Zöllner. Durch den Brandschutt der Regale führt eine Art Trampelpfad ins Hinterzimmer. Einige zerbrochene Oberlichter unter der Decke sind gegen den allgegenwärtigen Zugwind mit irgendetwas vernagelt. Beleuchtet wird darum alles nur von einem Feuer, das in einem Blecheimer brennt, der vermutlich am Boden durchlöchert ist, und auf zwei Ziegelsteinen steht, um Luftzutritt und Platz für die Asche zu haben. Neben dem Eimer liegen ein kleines Drahtgitter und ein Wasserkessel. In gehörigem Sicherheitsabstand ein Brennholzstapel und ein Stapel alter Zeitungen.

In dem schlechten Licht ist der Zöllner kaum genau zu erkennen. Ein Mann, der sich tief in seinen dunklen Dienstparka

vergraben hat. Der Schirm seiner Dienstmütze verbirgt sein Gesicht.

Ich begrüße ihn: „Hallo, Sie sind der Zöllner?“

„Ja, hallo, ich bin der Zöllner. Haben Sie den etwas zu verzollen? Das kommt ja heute so selten vor.“

„Ich habe nur meine Katze dabei. Sie soll in die Stadt zum Tierarzt für eine Impfung. Anschließend nehme ich sie wieder mit nach Hause.“

„Oh, eine Katze. Ich mag Katzen. Was ist es denn für eine?“

„Sie heißt Mieze. Europäisch Kurzhaar, schwarz, mit weißem Hals und weißen Pfoten.“

Ich stelle die Kiste auf den Tapeziertisch, öffne die Exzenterverschlüsse und hebe den Deckel ab. Meine Katze streckt zuerst nur den Kopf heraus, aber dann macht sie einen Satz und springt auf den Tapeziertisch, wo sie sich mit zuckendem

Schwanz hinsetzt und den Zöllner anschaut. Als dieser eine Hand ausstreckt, um sie zu streicheln, faucht sie ihn an. Der Zöllner bricht in Tränen aus. Schluchzend und zusammengesunken sitzt er auf seinem Stuhl. „Was ist passiert?“ frage ich ihn etwas überrascht.

„Oh, nichts, nur eine Erinnerung an bessere Zeiten.“

06. Dezember 2010

Bernd Wiebus

Geboren 1962 in Duisburg-Beeck. 1980 Abitur, anschließend Lehre als EnergieanlagenElektroniker in der Stahlindustrie. Später E-Technik-Studium. Diplom 1995 in Duisburg. Arbeitet als Servicetechniker für OES und XRF Geräte. Wohnt seit 2002 in Uedem. Schreibt gelegentlich in der Freizeit Prosa. In letzter Zeit aber eher Sachtexte (z.B. über die Software KiCAD).

Schneeklingeln

18. Dezember 2010

Ich schieb den moschusdicken Vorhang rechts und links zur Seite und zwäng mich durch den Riss hinein in die Bar. Mit einem Fuß in der Bar bleib ich stehen. Denn hier drin ist es so dunkeln, dass ich kaum Luft bekomme. Ist mir vorhin gar nicht aufgefallen, wie ich rüber über'n Hof zur Toilette bin, dass es hier drin so erstickend dunkel ist. Muss der Schnee sein, der mir von draußen immer noch kristallfrisch durch die Nase weht, dass mich die Luft hier drin jetzt gar so dunkeldick bedrängt.

Ich atme dreimal langsam und tief ein und aus. Bis meine Lungen sich an die schwere dunkle Luft gewöhnt haben. Dann such ich sie. Aber ich find sie nicht. Es ist

inzwischen zu lärmend voll hier drin geworden.

Vorhin schnurrten wir beide noch allein in den Ledersesseln herum. Wir beugten uns legato über unsere Espresso, sie fütterte ihren molto legato mit einem Tütchen Zucker, ich den meinen prestissimo mit sechsen. Die Bar schwieg dazu, pianissimo und largo.

Jetzt werden meine Hände ganz klebrig vom schmutzigen Gelächter, vom fettigen Small Talk und von dem schmierigen Ruß hitziger Diskussionen. Knurrendes braunes Leder und plärrende schwarzgraue Zeitungen prügeln sich durch die Bar in meine Nase. Unter allem wummert ein Bass aus Kaffee und Cognac, so tiefschwarz und heiß und dissonant, dass ich mir die Ohren zuhalten will.

Doch kurz bevor ich meine Hände in einem Crescendo über meinen Ohren zusammenschlage, titscht ein feiner heller Tropfen auf meinem Ohr auf - fröhlich wie ein Regentropfen, der sich endlich aus der Schwüle eines dunkel verfilzten Gewitters befreit hat.

Ich lass meine Hände wieder sinken und schließ die Augen. Dem ersten Tropfen folgt ein zweiter und ein dritter, genauso hell und klar und vergnügt wie der erste. Ich muss lächeln. Die kann nur sie mir schicken.

Ich leg den Kopf schräg und hör scharf durch den kleistrigen Dunst hindurch. Tatsächlich. In der Ferne riech ich, wie sie mich hellgelb herbei klingelt. Blind folge ich den schimmernden Brotkrumen ihres Klingelns, zieh einen Fuß nach dem anderen quer durch den dunkel schmatzenden Sumpf. Endlich find ich sie, mojito-grün lächelnd. So glatt und klar in all dem Morast. Ich atme sie tief ein, und summe glücklich ihren zitronenquietschenden Duft mit.

„Hey, was hast du denn so lange auf der Toilette gemacht?“

Ihre Frage schmeckt ein wenig säuerlich, doch ein langer Schluck von ihrem Mojito-Lächeln versüßt sie mir wieder.

Ich lass mich in das edelbittere Leder neben sie fallen, todesmutig sein Knurren überhörend. Dann leg ich ihr molto legato und ein wenig giocoso meinen Atem auf die Wange.

„Du hast da noch was“, runzelt sie ihre Stimme.

Ich grins bis in meine Eingeweide hinunter. Sie hecheln erwartungsvoll, denn sie wissen, was jetzt kommt. Und da ist es auch schon. Allegro fortissimo streicht ihr Zeigefinger unter meiner Nase entlang. Im Duett mit ihrem Daumen verstäubt er quer durch die Bar einen Schneesturm blitzender Sechzehntelnoten zu einem jubilierenden Schlussakkord. Weißes Klingeln von Kristallen jagt durch die Bar, überrennt den dicken Kleister und die dunkle Schwere, lässt alles um mich rum glitzern und schimmern. Glitzern und schimmern. Irgendwann verebbt das Glitzern und Schimmern im leisesten Allegrissimo geschmolzenen Schnees.

Brigitte Scherer

Ich bin 46 Jahre alt, wohne in meiner Geburtsstadt Augsburg, und arbeite als freie TV-Dramaturgin sowie TV-Autorin. Davor war ich knapp zwölf Jahre Redakteurin bei RTL (z.B. „Ritas Welt“, „Mein Leben & Ich“, „Heiland auf dem Eiland“, „Alle lieben Jimmy“). Ich habe TV-Sachbücher zu US-Krimis und -Actionserien veröffentlicht (z.B. „Morde im Paradies“, „Thomas Magnum und die Frauen“). Vor kurzem sind die ersten drei Kurzgeschichten von mir erschienen, alle über einen Profikiller namens Bruno.

Am 14. April 2011 kommt mein Buch heraus: „Mein Chef ist schlimmer als Stromberg: Aus dem Leben einer Assistentin“, Redline Verlag, ISBN 3868812946

Uwe im Kaukasus

Seit knapp einem Jahr haben wir, mein Freund Yechezkel Deutsch und ich, ein Ritual. Jeden Sonntag gehen wir mittags etwas essen, danach machen wir, wenn das Wetter günstig ist, einen langen Spaziergang, wonach wir uns am Schluss eine Tasse Kaffee in einem Café gönnen. So war es auch diesmal. Es war ein Sonntag. Das Wetter war grau, aber es

regnete nicht. Noch nicht. Bald wird es regnen, stark regnen, sagte ich mir. Yechezkel Deutsch war, wie jedesmal, sehr pünktlich, ich war aber noch pünktlicher und wartete schon bei der Deutschen Bank auf ihn. Im Schaufenster eines Buchladens betrachtete ich einige Zeit die Bücher, ich wartete auf meinen Freund, und als ich so über ihn nachdachte, stand er schon mit

seiner großen, roten Sonnenbrille neben mir. Tatsächlich war die Brille nützlich, denn die Sonne fing an zu scheinen. Diesen Sonntag gab es ein sogenanntes wechselhaftes Wetter, mal schien die Sonne, mal versteckte sie sich, meistens aber versteckte sie sich. Rückblickend war die Sonnenbrille meines Freundes ziemlich überflüssig. So geschieht es, wenn jemand das deutsche Wetter überschätzt. Lieber einen Schirm als eine Sonnenbrille, dachte ich, als ich meinen Freund neben mir stehen sah.

Gewohnheitsmäßig sind wir zum Bahnhof-Restaurant gegangen, denn das Essen ist dort gut und preiswert. Wir saßen, bestellten das Tagesmenü, knusprige Hähnchen mit Kartoffeln, dazu zwei kleine Cola. Die Kellnerin, die unsere Bestellung annahm, war hochschwanger. Ihr Bauch sah wie ein großer Luftballon aus, der jede Minute platzen könnte. Für einen Moment zuckte sie zusammen. Meine Güte, dachte ich. Yechezkel machte sich auch Sorgen. Sein Gesicht wurde blass. Ich wollte nach Hilfe rufen. Nein, es war nichts, falscher Alarm. Die Kellnerin musste noch kein Kind gebären. Noch nicht.

Nun fing mein Freund an, eine Geschichte zu erzählen. Ob ich Uwe kenne? Uwe?! Natürlich, sagte ich zu meinem Freund, wer kennt Uwe nicht? Uwe, sagte mein Freund Yechezkel Deutsch, Uwe war einige Wochen im Ausland gewesen. Er war in einem der ehemaligen Länder, die früher zu der Sowjetunion gehörten, etwas mit Stan oder Dschan am Ende. Momentan erinnere ich mich nicht genau, welches Land es war. Ein Land im Kaukasus. Uwe war als Mitglied der Akademie, als Literaturwissenschaftler, zu einer Party in dem Kaukasus eingeladen.

Kurz vor der Party wurde Uwe gesagt, dass es in diesem Land in den kaukasischen Bergen verboten war, sich in Gesellschaft von Männer zu kratzen. Das Reiben sei eine Todsünde. Buchstäblich. Die Frauen konnten sich ab und zu reiben, doch besser war auch für sie, darauf zu verzichten. Wenn sich aber eine Frau unbedingt zum Beispiel ihr Gesicht kratzen

beziehungsweise reiben wollte, war es akzeptabel. Niemand freute sich natürlich, wenn etwas Derartiges geschah, ja, geschehen musste, denn die Reibung einer Frau ist immer noch eine Reibung, aber es war noch irgendwie erlaubt. Naturgemäß nicht gern gesehen. Streng verurteilt ist so eine Tätigkeit in der Gesellschaft, dennoch keine Todsünde wie bei den Männern. Gesetzlich, unter Umständen vertretbar. Für Männer war so etwas total verboten. Undenkbar. Unvertretbar. Eine unvorstellbare Sünde gegen die Tradition und die Ahnen. Ein Tabu. Mehr als ein Tabu gibt es ja in diesem Land nicht: Der Mann sollte sich beherrschen und sich in der Öffentlichkeit überhaupt nicht kratzen. Oder reiben.

In diesem Land gab es nur wenige solcher Fälle, Fälle in denen ein Mann sich kratzte, denn eine harte Strafe für alle Arten des Kratzens stand in dem Grundgesetz. Vor zwanzig Jahren wurde Mischa Achmadowitsch durch mehrere Schüsse einiger Polizisten getötet. Er rieb sich nämlich. Eine harte, fast gewaltige Reibung in der Öffentlichkeit! Etwas Unerhörtes. Wie konnte so etwas geschehen? Das fragte sich ein ganzes Land. Die Menschen rebellierten, bis eine Untersuchung des Staates stattgefunden hatte. Nach gründlicher Arbeit der Behörden wurden die Ergebnisse öffentlich gemacht. Alle Medien berichteten nur über diesen Fall. Tag und Nacht.

Mischa Achmadowitsch, auch Sischa genannt, trank zu viel Wodka und rieb sich kurz in einer Kneipe an dem Kopf. Diese Tatsache wussten ja alle, aber aus rhetorischen Gründe wurde all dies von den Medien immer wieder wiederholt.

Einige Jahre nach seinem Tod stellte sich heraus, sagte eine Sprecherin der Nachrichten, dass dieser Mann sich nicht ohne Grund rieb, denn er hatte eine ganze Armee von Läusen, Millionen über Milliarden dieser mikroskopischen Kreaturen auf seinem Kopf, sie tanzten auf seinen ungepflegten, langen Haare, bewegten diesen armen Mann etwas zu tun, was nicht zu tun sei. Die Moderatorin

schien Tränen in ihren kleinen, schwarzen Augen zu haben. Nach einer Atempause schaute sie die Kamera frontal an, während ein Zahn aus Gold von dem hinteren Teil ihres Mundes das ganze Land blitzartig beleuchtete.

Diese Kenntnisse kamen aber zu spät, sagte die Frau mit einer traurigen Miene und pathetischem Gestikulieren. Das ganze Land war erleichtert, endlich die Tatsachen zu kennen. Alle atmeten durch und gingen ihren alltäglichen Geschäften nach.

Mischa Achmadowitsch, auch Sischa genannt, war tot, die Läuse lebten weiter, sagte mir Uwe vor einigen Tagen, sagte mein Freund Yechezkel Deutsch zu mir im Bahnhof-Restaurant. Die Kellnerin brachte uns die zwei kleinen Cola und ging schnell weg.

Nach einer Weile, sagte Yechezkel Deutsch plötzlich zu mir, nach einer halben Stunde, vielleicht nach einer ganzen Stunde geschah etwas, was in diesem Land unvorstellbar war. Ja, Uwes große Nase juckte. Es war unerträglich, sagte Uwe zu mir, sagte Yechezkel Deutsch zu mir im Restaurant. Nun brachte die Kellnerin die schönen Portionen. Schmeckt herrlich, sagte ich zu meinem Freund, der appetitlich und schnell sein Essen konsumierte. Nach einer Atempause fuhr er mit der Geschichte Uwes fort:

Uwe musste sich unbedingt an der Nase reiben. Er wollte aber nicht sterben, also beherrschte er sich irgendwie. Es war für ihn naturgemäß eine große Qual gewesen. Was sollte er nun tun? Plötzlich hatte er eine Idee. Er dachte, er könne zu der Toilette gehen und sich von seiner Qual befreien. Schon machte er den ersten Schritt in die Richtung.

Als Uwe seine ganze Aufmerksamkeit auf das Klo richtete, sah er sich schon dort seine Nase reiben, aber als er das dachte, klopfte jemand leicht auf seine Schulter. Uwe schaute nach hinten und sah eine wunderschöne blonde Frau, die ihn mit seinem Familienname ansprach, fragend wie es ihm so gehe.

Gut, sagte Uwe verwirrt. Die Frau hieß Olga, sie war Professorin für Literatur –

eine Lermontow-Expertin – auf der Universität in Sankt Petersburg. Sie hatte alle Bücher und Aufsätze von Uwe gelesen. Sie war begeistert, ihn endlich persönlich kennenzulernen. Die Frau sprach weiter mit ihrem starken russischen Akzent. Üblicherweise würde so eine Frau Uwe so erregen, dass er nicht mehr aufhören würde zu sprechen. Nun sagte er aber nichts. Nur die Frau sprach mit ihrem makellosen Deutsch. Uwe hörte bloß zu. Nein, er hörte nicht zu, er konnte in seiner Situation nicht zuhören. Er ahmte ein strenges Zuhören nach. Alle die Uwe kennen, wissen ja, dass das Zuhören nicht gerade seine Stärke ist... Nun schwieg er als wäre er stumm... witzig, oder? ...

Uwe konnte an nichts anderes als an das Reiben seiner Nase denken. Je mehr er diesen Gedanken verdrängen wollte, desto mehr wollte er sich reiben. Logisch. Die Lermontow-Expertin sprach ohne Punkt und Komma. Die Lage eskalierte. Uwe konnte nicht mehr. Er musste es unbedingt tun. Kratzen und reiben. Reiben und kratzen. Er würde Tausende von Euros dafür geben, sogar sein Haus, dessen Darlehen nicht abbezahlt war. Eines von seinen zwei Kindern würde er dafür opfern. Wenn es sein musste.

Uwe wurde es klar, dass er nicht sterben wollte, seine Zeit sei noch nicht gekommen, also nahm er das letzte kleine Flackern seiner Kraft, mochte sich von Olga entschuldigen und aufs Klo gehen. Sofort!

Als er sich entschuldigen wollte, öffnete er mit großer Mühe seinen Mund, sein Kiefer zitterte leicht, und bevor er nur noch ein Wort sagen konnte, fragte Olga zuerst, ob der Herr Professor, also Uwe, sie ins Hotel begleiten würde. Uwes Hand war schon vor seiner Nase, er rieb sich aber nicht, er winkte wie ein Clown und sagte mit einem gezwungenen Lächeln: Ja.

Uwe sagte plötzlich zu Olga, sie sollte sich ein wenig gedulden, denn er muss unbedingt auf die Toilette. Olga sagte, dass wenn er mit ihr gehen will, dann müssen sie sofort weg, weil ein Kollege aus Moskau – ein Puschkin-Experte – sie nicht

in Ruhadn

Fahrt nach Polen

1. Durch die ehemalige DDR

1989 fuhr ich das erste Mal nach Polen. Damals ging das nur mit einem Visum, welches ich mir bei der polnischen Botschaft besorgt hatte. Als ich los fuhr, war es schon November und seit Tagen war es im Bundesgebiet neblig.

Die Ostdeutschen hatten seit einigen Tagen die Reisefreiheit und so sah ich überall auf den Autobahnen Trabis und Wartburgs. Je weiter ich zur Grenze kam, um so mehr wurden es. Oft wurde ein langsam fahrendes Ostauto, besonders wenn er einen Berg hoch fuhr, von dem Fahrer einer westdeutschen Limousine durch Hupen oder Betätigen der Lichtlupe zur Seite gescheucht. Zudem stanken die Trabis mit ihren Auspuffgasen.

Vor der zu diesem Zeitpunkt noch existierenden Grenze machte ich während einer Fahrpause die Bekanntschaft eines ostdeutschen Ehepaares. Ich hatte neben der Straße angehalten, an der auch sie standen, da mir nach einem Gespräch mit ihnen zumute war. Sie waren an die sechzig-siebzig und ich trat auf sie zu, nachdem ich ausgestiegen war. Er war etwa einsiebzig groß, seine Frau kleiner.

So sprach ich sie an und sie berichteten mir, dass sie einfach so los geeilt waren. Ohne Plan seien sie auf westdeutsches Gebiet und durch die Gegend gefahren. Sie berichteten, dass man in die grenznahe ostdeutsche Stadt hineinfahren konnte. Wir verabschiedeten uns bald und ich fuhr weiter, denn ich wollte ja noch nach Polen. Von den Autobahnbrücken wurde den ostdeutschen Autos zugewunken.

Vor der Grenze war ein mehrere Kilometer langer Stau, obwohl kaum noch kontrolliert wurde. Die Grenzer waren einfach von der Reisewelle überrollt worden.

Ordnungsgemäß fädelte ich mich auf der Polen-Spur ein. Aber es war schon egal, alle Spuren wurden benutzt und jeder versuchte irgendwie weiter zukommen.

Schließlich kam ich zur Abfertigung. Die DDR-Beamten, ein männlicher und ein weiblicher, waren sehr freundlich und hilfsbereit, ganz im Gegensatz zu dem, wie man sie früher kannte. Man durfte sogar in die nahe gelegene Grenzstadt fahren, was früher undenkbar war. Das hatte mir ja schon das ältere Ehepaar berichtet.

Nach der Kontrolle lenkte ich mein Fahrzeug auf den nächsten Rastplatz, der sich in einem desolaten Zustand befand. Die Fahrer und Insassen der Fahrzeuge verrichteten ihre Notdurft im Freien, hinter Büschen und Bäumen. Für entsprechende Toiletten war nicht gesorgt worden und so lagen überall Abfall, Fäkalien und Unrat herum. Alles glich einer riesigen Völkerwanderung und es stank. Die Reisefreiheit hatte alle überrascht!

Ich fuhr gemächlich weiter und wurde von Wartburgs und Ladas überholt. Manchmal zuckelte auch ein Trabi an mir vorbei. Noch war Tempo einhundert vorgeschrieben, aber niemand hielt sich daran. Teilweise glich das Fahren auf der Autobahn einem Wellenreiten, denn die Fahrbahndecke war faltig und voller Schlaglöcher.

Weiter im Landesinneren legte ich eine Pause auf einer Raststätte ein. Von denen gab es damals ja nicht viele in der DDR an der Transitstrecke. Die Raststätte lag an der Gegenfahrbahn und ich musste über eine Brücke aus Eisen gehen, um dorthin zu gelangen.

Im Rasthaus kam bald eine blonde Serviererin, nachdem ich mich an einem Tisch mit einer karierten Decke gesetzt hatte. Ich bestellte mir Bratkartoffeln mit Spiegeleiern und Kaffee und sie brachte es mir bald darauf. Aus der Küche schallte aus einem Kofferradio Stings „The Russians loves their children too“. Der Koch hatte es extra laut gemacht. Es war eine seltsame Stimmung!

Bald kamen die Bratkartoffeln, die sehr fade schmeckten, und der Kaffee war eine

undefinierbare Brühe. Nachdem ich gegessen hatte, bezahlte ich und wechselte noch einige Worte mit der Serviererin. Sehr gesprächig, im Gegensatz zu den anderen Ostdeutschen, war sie jedoch nicht.

Ich setzte meine Reise fort und passierte das Hinweisschild: Berlin, Hauptstadt der DDR. Irgendwie geriet ich dann auch in den Ostteil der Stadt, aber niemand bemerkte mich. Ich beeilte mich aber jedoch, wieder auf die Transitstrecke zu kommen, denn es war ja noch nichts offiziell mit der Reise für Westbürger auf dem Gebiet der DDR.

Schon bald überfuhr ich die Elbe, vorbei an Dresden, deren beleuchtete Türme und Lichter ich in der Dunkelheit erkennen konnte. Ich beschloss, fasziniert von diesem Anblick, später einmal hierher zu fahren, wenn es möglich wurde. Doch jetzt fuhr ich erst einmal über eine von Schlaglöchern übersäte Brücke.

Wenig später passierte ich das Schild, das die Stadt Fürstenwalde ankündigte. Hier wohnten Verwandte, aber ein Abstecher war ja zu diesem Zeitpunkt noch nicht möglich. Als ich auf die Borduhr sah, bemerkte ich, dass es genau null Uhr war.

Langsam gelangte ich ins Grenzgebiet und ich hatte im Autoradio gehört, dass in Polen Benzinknappheit herrschte. Reisenden wurde sogar empfohlen, die Volksrepublik Polen nicht anzufahren. Aber zu lange hatte ich die Reise verschoben und so fuhr ich an die nächste Tankstelle. Ich tankte voll und füllte auch noch die beiden Kanister, die ich mit mir führte.

Der alte Tankwart, wie ein Schweizer mit typischer Bommelmütze, sagte auf die Benzinknappheit in Polen angesprochen: „Der Pole hat doch nischt“. Andererseits meinte er, dass es aber möglich sei, dort zu tanken. Ich fuhr weiter und er verschwand im Innern des Verkaufsladens.

Dann kam ich an die Grenze und wurde nur flüchtig von den DDR-Grenzern kontrolliert. Es waren kaum Fahrzeuge hier, im Gegensatz zur deutsch-deutschen Grenze.

2. Fahrt nach Lodz

Vor mir stand ein polnisches Fahrzeug mit deutschen Zollkennzeichen. Der Fahrer, ein stämmiger Mann mittleren Alters, hatte einen Karton Bananen auf dem Kofferraumdeckel stehen. Davon aß er eine und er bot auch mir eine an, als ich ausgestiegen war und auf ihn zu trat. Er gab mir ein paar Tipps für den Aufenthalt in Polen, als ich danach fragte. Dann kam ich schon an die Reihe zur Kontrolle.

Der polnische Zöllner kontrollierte meine Papiere und machte Späße in gebrochenem Deutsch. Damals galt noch der Zwangsumtausch und ich tauschte Zloty gegen DM. Zusätzlich kaufte ich noch Tankgutscheine ein, die man bei ORBIS, dem polnischen Reisebüro erhielt. Sie hatten hier eine Vertretung in einer kleinen Baracke.

Der Grenzbeamte hatte inzwischen meine Papiere fertig gemacht und ich bedankte mich. Dann verabschiedete ich mich noch von dem Mann mit den Bananen. Er lud mich zu sich nach Hause, nach Wroclaw (Breslau) ein. Ich sagte ihm, dass ich so schnell wie möglich nach Lodz wollte und so fuhr ich weiter.

Die Straßen waren hier noch holpriger als in Ostdeutschland und voller Schlaglöcher. Schon bald kam ich auf die Autobahn nach Wroclaw, die damals noch sehr kurz war. Auch hier gab es viele Schlaglöcher, und Fahrbahnmarkierungen waren nicht vorhanden. Es roch nach verbrannter Kohle und später wurde mir bewusst, dass man hier noch mit Kohleöfen heizte.

Hin und wieder überholte ich einen Polski-Fiat und manchmal sogar einen LKW. Mir fiel auf, dass sie alle ziemlich dreckig waren. Die Polen schienen nicht so penibel mit ihren Autos zu sein wie die Deutschen mit ihren. Sie fuhren auf der linken Seite, da die rechte fast nicht befahrbar war. Aber sie machten mir Platz, als sie mich mit meinem Fiat Ritmo kommen sahen.

Irgendwann wurde ich doch müde und ich beschloss, auf einem Rastplatz zu halten und etwas zu schlafen. Ich dachte an die

ausgeschlagene Einladung des Mannes mit den Bananen und ärgerte mich ein bisschen, dass ich sie nicht angenommen hatte. Ich dachte an ein schönes warmes Bett. Aber ich wollte gleich am Morgen ohne Aufenthalt weiterfahren.

Bald darauf kam auch ein Rastplatz in Sicht und ich fuhr ihn an. Vor mir standen einige LKWs, einer sogar mit niederländischen Kennzeichen. So rollte ich mich auf dem Rücksitz meines Autos in eine Decke und war kurz darauf trotz beißender Kälte eingeschlafen. In Polen war es schon unter null Grad zu dieser Zeit!

Als es hell wurde, wachte ich auf. Der LKW mit dem niederländischen Kennzeichen vor mir war schon abgefahren. So stieg ich aus und machte einige Kniebeugen. Durch die Lage auf der Rückbank meines Autos und durch die Kälte verspürte ich eine Starre. Aber durch einige Lockerungsübungen ging es wieder. Ich fuhr weiter und die Heizung weckte die übrigen Lebensgeister in mir. Bald darauf kam ich nach Wroclaw. An den Straßenrändern fielen mir viele Leute auf, die versuchten, durch Autostopp weiter zukommen. Auf der Fahrt durch die Stadt sah ich viele Menschen an den Straßenbahn- und Bushaltestellen stehen, die auf dem Weg zur Arbeit zu sein schienen.

Im Vorbeifahren sah ich den Dom von Breslau, auf dessen Kirchturmdach Geäst wuchs. Er war damals noch nicht vollständig restauriert. Im Nebel sah es irgendwie gespenstisch aus.

Aber schon bald wurde ich auf den Boden der Realität zurückgeholt.

Ein Kratzen wurde beim Schalten der Gänge hörbar. Vorerst beschloss ich weiter zu fahren, um dann die nächste Werkstatt oder Tankstelle anzufahren. Bald kam ich an eine Volkswagen-Vertretung, aber sie war noch geschlossen. Vor dem Tor warteten einige Fahrer mit ihren Autos, um zu tanken. Ich fuhr erst einmal weiter und erreichte bald eine größere Vertretung. Obwohl schon Leute auf Ersatzteile oder Benzin warteten, nahm man mich gleich

dran. Das verwunderte mich. Einige Wartende protestierten auch.

Mein Auto wurde auf die Grube gebracht und der Mechaniker stellte fest, dass Getriebeöl fehlte. Er füllte nach und ich bezahlte in Zloty, nachdem man mich nach Dollars gefragt hatte. Das war wohl auch der Grund, dass man mich gleich dran nahm. Dollars waren in Polen sehr beliebt! Dann konnte ich weiterfahren.

Ich kam durch einige desolat aussehende Dörfer und durch Sieradz und Zdunska Wola. Dann durch fuhr ich Pabianice, wo mein Großvater Anfang des Jahrhunderts eine Gastwirtschaft geführt hatte. Doch vorerst wollte ich nach Lodz, um mir dort ein Hotelzimmer zu besorgen.

Dann kam Lask und schnell erreichte ich die Außenbezirke von Lodz. Ich hatte keine Orientierung und nur die Ortstafeln verrietten mir, dass ich mich in der Stadt befand. Ich fuhr immer geradeaus und kam bald in ein Wohnblockviertel.

Hier bat ich eine alte Frau um Auskunft und fragte nach dem Zentrum. Sie setzte sich einfach zu mir ins Auto und lotste mich hin. Ich war über ihr Verhalten erstaunt, erlebte es später aber noch einmal. Sie sprach nur polnisch, aber wir verstanden uns blendend durch Reden mit Händen und Füßen. So kam ich zum Hotel „Zentrum“. Sie stieg aus und ich bedankte mich.

Im Hotel sagte mir die junge Dame an der Rezeption, dass alles ausgebucht sei. Es waren nur noch Zimmer für neunzig DM da. Immerhin hatten sie Fernsehen. Aber ich beschloss, weiter zu suchen. So gelangte ich ins Grand Hotel, über das ein polnischer Schriftsteller einen Roman geschrieben hatte.

Ich wollte aber doch ein einfaches Zimmer und beschloss, außerhalb der Stadt zu suchen, weil es da immer billiger ist. Es wurde immer später und unterwegs sah ich einige Schilder von Motels. Beim ersten war alles belegt und man vertröstete mich auf den nächsten Tag. Beim zweiten hatte ich mehr Glück. Ich erhielt ein Doppelzimmer für den Preis eines Einzelzimmers, für ungefähr sechzig DM.

...Fortsetzung folgt...

Karl Farr

1954 in Leer/ Ostfriesland geboren, Sozialpädagoge, lebt zur Zeit in Essen, schreibt seit 1979 Gedichte und Kurzerzählungen, bisher verschiedene Veröffentlichungen, Lesungen und Fotoausstellungen, die Kurzgeschichtensammlung „Die Sache mit dem Floß“.

Gefräßigkeit

Mei Tant is a Düsn, wos di ois vadruckn kau, des kon si kana vuastön. Sie hod mi scho poa moi zu an Essn in ana Goststüb'n eiglodn. Des woa a wos, neidi is ned. I hob mia bschtön kenna wos I woin hob, I hob ma a Blunzngreste bringa lossn. Sie hod si a Trum hintare Stöizn bschöt und natirli hod da Ök ned fön diafn, a Kriagl Bia. I braoch kan Ök zu an kalorienreichn Essn, mia is a Tschoperlwossa liaba. A hintare Stözn ihr miaßz eich des a moi vuastön, des is a wos fia drei Leit. Oba de frisst des ala zam, Tischmanian deafst von ihr ned dawoatn. Wos ihr ned taugt des spukts ous entweda ofn Diesch oda ofn Bodn. A Puation Erdäpfeln ißt's a dazua.

Wer glaubt, si hod donn scho gnua, dea kent mei Tant schlecht. Sie lößt si donn no a Trum Malakoffturtn bringa. mid an Schlogobas und an Kaffee. Mei Tant is so schnö mid oin fertig, des kon si kana vuastön. Si muas an Saumogn hom. Donn schneuzt si si in ia Toschntiachl und huast lout, daß si di ondan Gäst noch uns umdrahn...

I bringad ned a moi di Höfte oba, i bin froh, wenn i heit mei Blunzngreste schoff. A Möspeis kent i nimma fressn. Si wü si donoch no a Schnapsal vagunna, oba i sog zu ihr, des nexte moi denn wia miassn ham, i bin heit da schoffär und i bin scho miad. Sie gibt noch und wia foan mitn Auto zaus.

A ondas moi, s woa im Novemba, da san ma zu an Martiniganslessn gfoarn. Des woa wos: Sie hot si a Martinigansl mid an

Trum Knedl und an Rotkrot bstöt, mia woa des zvui, i hob mia a Blunzn mit Souakrout und Eadäpfeln bringa lossn. Mei Tant hot dozua wida a kriagal Bier trunkn. I woa noch meina Blunzn satt, oba mei Tant hod no an Hunga ghobt und hod si no an Opfestrudl und a Trum Guglupf mid an Schlogobas und an Kaffee bringa lossn. I bin sonst scho a bisl a Möspeistiga, oba mia is longsom schlecht wuan vom Zuaschaugn.

Sie hot wida so vü osgsputt und ghuast. Don hoz no zwa Obstla obegart, si hod mia a an bstön woin, oba i hob na gsogt. Mia san donn mit da Zeit gonga, si hod scho a bisl gwoglt und a bisl z' lout glocht. Des Auto hod scho gwoat. So is des a moi mit meina Tant, ousgfressn is 's a, oba do ko ma nix mochn, mitn onehma wiads nie wos wedn.

I ess normal und hea ouf, wenn i gnua hob, mei Tant fongt don east an. Des wid imma so sein.

Blunzngreste	Blutwurst
Diesch	Tisch
düsn	verächtliche Benennung
erdöpfeln	Kartoffeln
gwoat	gewartet
gwooglt	gewackelt
ih bringad ned a moi die hälft oba	
ich würde nicht die Hälfte runterbringen	
malakofftuatn	Malakofftorte
möspeistiga	Kuchen oder Pudding
nimma	nicht mehr
onedüsn	abnehmen

Opfestrudl	Apfelstrudel
ousgfessn	dick und fett
Puation	Portion
saumogn	Schweinemagen
Schnapsal	Schnaps
stoizn	Schweinsaxe
taugt	gefällt
toschntächl	Taschentuch
Tschoperwosser	Fruchtsaftgetränk
vadruckn	fressen
vuastön	vorstellen
woin	wollen

Thilo Bachmann

von beruf gelernter gärtner, schreibt gerne kurzprosa, kurzkrimis, schmunzelgeschichten, lyrik, weihnachtsgeschichten, satiren, essays. in mehreren anthologien und zeitschriftenverlagen im in- und ausland veröffentlicht. hobby-pianist. Steckenpferde sind fremdsprachen, literatur, musik, geschichte. Lieblingsautoren: dostojewsky, knut hamsun, gustav freytag. Bevorzugte komponisten: bach, beethoven, mozart, auch countrymusik, soul, blues.

Der Friseur von Biebelsreuth

Vor vielen Jahrzehnten schon trug sich eine Geschichte zu, die in der ganzen Region großes Aufsehen erregte, nicht etwa weil es um weltbewegende Dinge ging, um einen politischen Skandal oder eine umwälzende Erfindung. Es ist die bemerkenswerte Geschichte vom Schicksal des Friseurmeisters Karl Langjahr.

In einer Kleinstadt irgendwo in Mittelfranken hatte der Friseurmeister Karl Langjahr in der Hauptstraße sein alteingesessenes Friseurgeschäft, gleich neben dem Uhrmacher Jacobus, schräg gegenüber von der Storchen-Apotheke. Er hatte den Laden schon von seinem Vater übernommen, auch die spiegelverkehrte Wanduhr, von der der Kunde zu seiner Freude die Uhrzeit ablesen konnte, wenn er während des Haarschneidens mit arretiertem Kopf nur in den großen Wandspiegel zu schauen brauchte. Manch einer von uns kann sich noch an diese alten Friseurgeschäfte erinnern, mit dem Holzpaneelboden, auf dem der Besen die herabgefallenen Haarreste flugs zusammenkehrte, dem Beistelltischchen mit der Lokalzeitung und einigen Illustrierten darauf, mit dem sich der Wartende die kleine Ewigkeit verkürzen konnte, und dem schwülen Geruch nach einer Mischung aller Haarwässer dieser

Welt. Es gab gerade einmal einen bequemen, höhenverstellbaren Friseurstuhl und drei einfache, ungepolsterte Wartestühle, die entlang der Wand aufgereiht waren.

Hier arbeitete Herr Langjahr jahrein, jahraus, zuverlässig wie die Uhren des Uhrmachers Jacobus von morgens neun bis abends um halb sieben. Man kann sich kaum erinnern, dass er seinen Frisörsalon jemals geschlossen gehabt hätte. Er machte keinen Urlaub. Nur der Montag war sein freier Tag, aber dafür schnitt er samstags oft bis drei, halb vier den Leuten die Haare, die sonst während der Woche keine Zeit hatten.

Früher war ihm seine Frau Else gelegentlich behilflich gewesen, wenn sie neben der Hausarbeit, der Pflege der Großmutter und der Erziehung ihrer Tochter Zeit dazu fand. Else war ihm aber vor ein paar Jahren an einem Tumor weggestorben, und nun war es seine Tochter Kathrin, die ihm zur Hand ging, den Kundinnen die Haare wusch, das Färbemittel auftrug oder die Lockenwickler eindrehte.

Kathrin hing sehr an ihrem Vater und eiferte ihm nach, schaute ihm alle Handgriffe ab, und so konnte sie bald ihren Gesellenbrief neben den Meisterbrief ihres

Vaters an die Wand gleich neben der Eingangstür aufhängen.

Herr Langjahr war der einzige Friseur am Ort. So gab es keinen Mangel an Kundschaft. Das ganze Städtchen ließ sich von ihm die Haare schneiden. Auch aus den umliegenden Dörfern und Gehöften kamen die Menschen zu ihm, und alle waren mit ihrem Friseur zufrieden. Nicht weil sie keinen anderen kannten, nein, sie waren wirklich zufrieden. Natürlich gab es auch ein paar, die geschäftlich in den größeren Städten der Umgebung zu tun hatten und dort ihren gesellschaftlichen Verpflichtungen nachkamen.

linke Auge. „Und wenn Sie es nicht waren, dann sind Sie es jetzt!“ Der Friseur schrie vor Schmerz auf, blieb jedoch vom Schock wie gelähmt stehen. Es ging alles blitzschnell. Otter hieb ein zweites Mal auf ihn ein und traf das rechte Auge. „Nun können Sie kein Unheil mehr anrichten und wehrlosen Kunden das Ohr abschneiden“, tobte er, schmiss die Tatwaffe auf den Boden und stampfte aus dem Laden.

Kathrin, die die Schreie im Nebenraum gehört hatte, rannte herein und fand ihren zusammengesunkenen Vater auf dem Boden hockend. Er winselte und hielt sich beide Hände vor die Augen. Das Blut rann zwischen seinen Fingern hindurch.

„Um Gottes Willen, Papa!“ rief sie. „Was ist denn geschehen?“

Sie kniete nieder und ergriff die Hände ihres Vaters, um diese beiseite zu zwängen.

„Der Otter hat mich gestochen, au!“, jammerte er. „Mit der Schere hat er mich in die Augen gestochen. Ich seh nichts mehr. Ich bin blind, Kathrin!“

Kathrin war bestürzt und fing auch zu weinen an. Dann sprang sie plötzlich auf. „Schnell, einen Arzt. Wir müssen Dr. Prem holen!“ Sie stürzte auf die Straße hinaus und schrie um Hilfe. Doch Dr. Prem konnte ihm nicht mehr helfen. Karl Langjahr blieb blind, und da half es ihm nichts, dass Otter gefasst und für seine Tat viele Jahre eingesperrt worden war.

Es brachen dunkle Tage über die Familie Langjahr herein. Das Friseurgeschäft wurde zugeschlossen und ein einfacher, handgeschriebener Zettel vor der mit einem Vorhang verhängten Glastür mit der Aufschrift „Wegen Krankheit geschlossen“ wies Passanten lapidar auf das bloße Faktum hin. Alle Einwohner wussten aber, welche Tragödie sich dahinter verbarg.

Bei Langjahrs wurde viel geschwiegen. Man war ratlos, wie es nun weitergehen sollte. Doch das Schweigen wurde von

Kathrin eines Abends durchbrochen, als sie ihren Vater liebevoll zu Bett brachte.

„Papa“, küsste sie ihn und streichelte ihm die Wange, „du kannst auch Haare schneiden, ohne zu sehen. Weißt du das?“

„Du bist verrückt, Kathrin“, entgegnete Karl Langjahr. „Das ist unmöglich. Wie kommst du denn auf diese Idee?“

„Ich habe dich oft bei der Arbeit beobachtet, wie du den Kopf der Leute befühlst, wie du die leisen Töne singst. Als ob du wie eine Fledermaus das Echo deiner Stimme benutzen würdest, um die Form vor dir zu erfassen.“

„Ach, du spinnst!“ brummte der Vater. „Du willst mich bloß beruhigen. Vollkommener Quatsch, was du da sagst.“

„Nein, ich meine es ernst, Papa. Mir ist auch klar geworden, warum du den Otter geschnitten hast, nachdem du mir alles genau erzählst hast. Ja, bestimmt hat er auch gewackelt. Aber ausschlaggebend war, dass er dir beim Schneiden das Singen verboten hat!“

Der Vater antwortete nicht. Er war ganz verwirrt von den Gedankengängen seiner Tochter.

„Wenn wir es nun auf einen Versuch ankommen ließen, Papa?“ beirte Kathrin ihren Vater ganz leise. „Du schneidest mir morgen die Haare. Sie sind schon wieder viel zu lang!“

„Auf keinen Fall, Kathrin, ich kann dich doch nicht blamieren!“, fuhr der Vater wieder vom Liegen hoch. „Überleg doch mal, du kannst dich dann nirgendwo mehr blicken lassen.“

Doch Kathrin antwortete bloß mit fester Stimme: „Doch, ich kann. Weil du es gut machen wirst, Papa. Ich bin ganz sicher. Keine Widerrede!“ Und sie drückte ihn

sanft zurück ins Bett und verließ das Schlafzimmer.

Am nächsten Morgen richtete Kathrin konsequent alles für ihren Haarschnitt bereit. Natürlich widerstrebte ihr Vater erst mit Händen und Füßen. Doch der Einfluss der Tochter auf ihn war so groß, dass er sich schließlich auf das Abenteuer einließ. Wie in Trance begann er seine Arbeit, fühlte sich in seine Aufgabe ein, wie er es früher immer getan hatte, befühlte vorsichtig Kathrins Frisur und sang die vertrauten Melodien, die er immer gesungen hatte. Und seine geschickten Finger fingen wie im Fluge an, ihr Werk zu vollenden.

Nach einer Weile hörte er auf zu schneiden, kämmte seine Tochter noch zärtlich und meinte dann: „Nun müsste deine neue Frisur eigentlich fertig sein, Kathrin“. Er atmete tief durch: „Ich habe Angst. Ich habe dich hoffentlich nicht ganz verunstaltet?!“ wartete auf die Reaktion seiner Tochter und hielt ihr den runden Handspiegel hinter den Kopf, damit sie sich selbst begutachten konnte.

Leider konnte er nicht sehen, dass diese vor Freude strahlte. Doch dann sprang sie vom Stuhl auf und fiel ihrem Vater juchzend um den Hals: „Oh, Papa, Papa, du bist ein großer Künstler. Du hast es ganz phantastisch gemacht. Die Frisur ist dir toll gelungen“.

Sie küsste ihn viele Male auf beide Wangen, und unter seinen dunklen Brillengläsern rannen stille Tränen hervor.

„Ich zeige mich gleich dem Ludwig, Papa“, jubelte Kathrin und sprang schon auf die Tür zu. „Die ganze Welt soll wissen, dass ein Wunder geschehen ist!“

„Halt, Kathrin“, stoppte sie der Vater, „nicht so hastig, meine Tochter. Du kannst doch nicht so mir nichts, dir nichts behaupten, ich könne wieder Haare schneiden, bloß weil ich es das eine Mal fertig gebracht habe.“

„Nun gut“; Kathrin überlegte nur kurz, „dann frage ich erst den Ludwig, ob er sich auch die Haare von dir schneiden lassen will.“

Erst hatte Ludwig seine Freundin nur ausgelacht. Dann, als sie nicht locker ließ, hatte er sich gesträubt und alle möglichen Einwände vorgebracht, weil er sich auf keinen Fall in der Öffentlichkeit blamieren wollte. Doch als er gemerkt hatte, wie ernst es Kathrin war, hatte er ihrem Drängen nachgegeben und sich schließlich zu dem Versuch bereit erklärt. Und der Versuch gelang.

Bald hatte sich die Kunde von dem Wunder wie ein Lauffeuer im ganzen Ort und weit darüber hinaus verbreitet. In den kommenden Wochen und Monaten pilgerten Hunderte von Menschen von überall her, um mit eigenen Augen die Fähigkeiten des blinden Friseurs zu bestaunen.

Eines Tages betrat ein Fremder den Friseursalon und setzte sich nach einer knappen Begrüßung in den freien Friseurstuhl. Karl Langjahr tastete wie gewohnt den Lockenkopf des unbekanntem Kunden ab und befragte ihn nach seinen Wünschen. Dann begann er mit seiner Prozedur und summte wie immer eine Melodie vor sich hin.

Auf einmal verstummte er jäh, hielt mit dem Hantieren inne, fasste sich ans Herz und sackte mit einem Seufzer in sich zusammen.

Kathrin, die im Nachbarraum mit irgendwelchen Aufräumarbeiten beschäftigt war, hörte die ungewöhnlichen Geräusche und eilte die wenigen Schritte durch die offenstehende Tür in den Salon. Als sie ihren zu Boden gestürzten Vater erblickte, erschrak sie zutiefst. Es dauerte ein, zwei Sekunden, bis sie sich wieder gefasst hatte und kniete Schlimmes ahnend an seine Seite. „Papa, Papa“, brachte sie bloß hervor, rüttelte an seinen Schultern und

horchte an seiner Brust, ob sein Herz noch schlug.

Der blonde Jüngling hatte sich währenddessen wortlos vom Stuhl erhoben und zu den beiden hinuntergebeugt. Sacht strich er seinem Friseur übers Haupt. Kathrin bemerkte ihn erst jetzt und wandte ihm ganz verwundert ihren Kopf zu. Als sie seinen großen, wasserblauen Augen begegnete, erschrak sie. Die Augen hatten keine Pupillen!

Ein gewaltiger Ozean tat sich vor ihr auf, eine Fallgrube in eine unbekannte Welt. Wie gelähmt fühlte sie sich hinabgesogen in einen Strudel unendlicher Tiefe. Sie spürte den kalten Hauch von etwas unsäglich Fremdem, einer zeitlosen Verwobenheit aus Güte und Bosheit in einem. Es war der Fremde, der Kathrins Seele zurück ins Jetzt katapultierte. Er richtete sich plötzlich auf und verließ wortlos den Laden.

Kathrin schauderte und riss mit einem Ruck ihren Blick von der Richtung los, wo er verschwunden war. Sie vergrub ihr Gesicht an der Brust ihres Vater und weinte leise, wissend, ihr Vater war tot.

Die Gemeinde Biebelsreuth ließ eine Gedenktafel am Haus anbringen, auf der geschrieben stand:

Hier wohnte und wirkte der Friseurmeister Karl Langjahr, dem ein Unhold das Augenlicht raubte, nicht jedoch die wunderbare Fähigkeit, auch als Blinder sein Handwerk auszuüben.

Jeden Freitag um 8 Uhr

Donnerstagabends wird sie hektisch. Carin rast durch die Wohnung und macht Ordnung; schnell die Mäntel von der Garderobe nehmen und in den Kasten hängen, das Waschbecken im Bad reinigen und die herumliegenden Zeitschriften im Wohnzimmer zu einem Haufen stapeln. „Aha“, sagt ihr Mann, „Nicholas kommt.“

Heute findet man diese Inschrift auf einem schlichten Stein inmitten der Fußgängerzone von Biebelsreuth. Das Haus mit dem Friseursalon existiert mittlerweile nicht mehr. Es musste einem Neubau mit einem großzügigen Ladengeschäft im Erdgeschoss und Wohnungseinheiten darüber weichen.

So manch Fremder, der die Tafel entdeckt, schüttelt nur schmunzelnd den Kopf und denkt im Weitergehen: „Noch eine von diesen Legenden. Die Leute waren damals wohl ziemlich abergläubisch.“

Hans-Jürgen Gaiser

geboren an einem Sonntag im Jahre des Drachen, 1952, in Heidenheim an der Brenz. Nach Bundeswehrdienst (Sanitäter) Studium der Luft- und Raumfahrttechnik an der Universität Stuttgart. Ab 1979 Arbeit in der Forschung und Entwicklung in einem Stuttgarter Automobilunternehmen.

All die Jahre Entwicklung der Interessen und Fähigkeiten in Musik und Literatur. Spiele seit dem 12. Lebensjahr Gitarre, von Rock, Blues, internationalem Folk bis zur Klassik.

Seit 10 Jahren Mitglied in einem deutschsprachigen aber internationalen Verein zur Pflege der Kunst und des Humors. Ca. 15 Veröffentlichungen in Anthologien, Literaturzeitschriften und Gedichtbänden. Dritter Preis bei einem Gedichtwettbewerb.

Jeden Freitag ist Nicholas' Tag. Nicholas ist deren Putzmann. Seit 2 Jahren wacht er mit Argusaugen über sie. Auch diesmal sagt er knapp: „Guten Morgen“, und strebt zielsicher in die Küche, ohne ihre Vorarbeit wahrzunehmen. Mit seinen 1,87 m übersieht er die Lage locker aus dem Stand - bis ins oberste Regal. Er streicht

kurz darüber und hält Carin die Fingerkuppen unter die Nase. „Das muß aber wieder mal gründlich gemacht werden“, sagt er.

Sie schleicht mit schlechtem Gewissen davon. Es ist ohnedies besser, das Terrain zu verlassen, wenn Nicholas loslegt. Er fegt durch die Räume wie ein Berserker, kein Staubkorn übrig lassend.

Bis zu Nicholas' Eintritt in deren Familienleben meisterten sie die Hausarbeit nach rein rationalen Gesichtspunkten, wobei Schmutzfallen wie Heizkörpernischen durchaus längere Zeit nicht von ihr belästigt wurden. Nicholas dagegen liebt sie. „Saubere Ritzen“, doziert er, „daran erkennt man die gute Hausfrau.“ Der Seitenblick auf Carin ist unmißverständlich.

Anfangs durften noch Wünsche geäußert werden wie: „Könnten Sie sich wohl heute mal die Kacheln im Bad vornehmen?“

Dann sagte meine Kusine eines Tages unschuldig: „Es wäre schön, wenn Sie heute die Zimmertüre abseifen würden.“

Nicholas erstarrte. Dann sagte er, jede Silbe betonend: „Das habe ich bereits letzte Woche gründlichst getan.“ Seitdem läßt sie ihn schalten und walten wie er will. Längst weiß der arbeitslose Gärtnermeister, daß er bei seinem Einmannunternehmen gut auf den Putz hauen kann. Die Klientel des 42jährigen ist handverlesen. Auch Carin mußte Referenzen vorweisen. Sie ließen ihn nach einigem Nachdenken über den Lapsus mit den Zimmertüren hinwegsehen. Aber er forderte eine Stundenlohnerhöhung von 9 Euro auf 10 Euro. Das war er ihr wert.

Leute wie er sind rar. Selbstverständlich haben sie ihren Haushalt auf die Bedürfnisse dieser „Perle“ umgerüstet. Angesichts der Chemie und Sodabestände unter der Spüle überkam ihn ein mildes Lächeln.

„Ist bloß teuer das Zeug. Ich will grüne Seife.“ Darauf schwört er und auf Brennsprit, einen Spritzer davon ins letzte Spülwasser und schon zieht Glanz.

Wen stört da der Duft nach Campingplatz, der deren Wohnung durchzieht?

Nachdem bereits das zehnte von den reinleinenen Küchentüchern unter Nicholas' Händen zum Putzlappen verkommen war, kam der Meister zur Sache. „Nun investieren Sie mal was!“ herrschte er sie an. „Was ich brauche ist ein ordentliches Ledertuch.“

Das halbe Vlies, das Carin umgehend heranbrachte, stimmte ihn versöhnlich. „Na, also!“ und das klang fast wie ein Lob. Dann kam der Tag, an dem der Staubsauger Nicholas' Arbeitseifer nicht mehr standhielt. Sie ließen sich von einem Fachmann beraten.

Bitte das modernste und saugfähigste Modell! Geld spielt keine Rolle; Hauptsache Nicholas ist zufrieden. Es wurde ein Volltreffer. Die Saugdüsen verstellend schwebte Nicholas über das Wohnzimmer: „Was ich jetzt alles schaffen kann!“

Darin gab er Carin indirekt sein Einverständnis für einen Umzug in eine größere Wohnung.

„Aber“, warnte er, als die Familie ihn in deren Pläne einweihte, „da machen Sie dann von Anfang an alles ganz ordentlich.“ Sie versprachen es.

Jetzt sind Carin und ihr Mann in den neuen vier Wänden. Alles blitzt und blankt; kein Regentropfen trübt die Sicht durch die Scheiben in Nachbars Garten; der Teppich ist absolut flusenfrei. Nach getaner Arbeit läßt Nicholas sich in den Sessel fallen, blickt zufrieden um sich und meint: „Es war schon gut, daß wir umgezogen sind.“

Elfriede Camilla Herold

in Wien/ Österreich geboren, arbeitete als Damenschneiderin und ist jetzt im Ruhestand. Seit 1984 schreibt sie Kurzgeschichten, Märchen, Lyrik, experimentelle Prosa, Schmunzelgeschichten, Satiren u.v.m. Veröffentlichtungen in Anthologien, Literaturzeitschriften und Internetforen im In- u. Ausland, zahlreiche Lesungen in Wien.

Katze Tatella

Ein Textilmuseum, ein Tierpark und ein Verkehrsknotenpunkt zwischen Halle und Magdeburg, das nennt man nun Bernburg. Die Einwohner konnten mit ihrer zeitlos eingerichteten Kneipe ‚Am Kamin‘ sehr zufrieden sein, da der Besitzer und Wirt alle Wünsche zu befriedigen wusste und die Bedienung, Rosa Herzle, ihr Übriges dazu tat. So wie ihr Name, so war sie auch, nicht vergreist, aber ungewöhnlich: Sie brachte zur Arbeit immer ihre Katze ‚Tatella‘ mit, die während der Dienstzeit ihrer Herrin ihre etwa sechs Kilo im Fenster lagerte und ihre Fettleibigkeit nicht vom Fleck rührte. Bald hatten sich die Einheimischen und Besucher daran gewöhnt. Auch Frau Reiter und die Schleiern saßen wie so oft in der ländlich-gemütlichen Gaststube und tratschten, während sie ihrem Fenchelsalat mit Mandeln zusprachen. Die Schleiern beugte sich leicht vor, während sie langsam den Hals der im Fenster liegenden Katze zuschraubte. „Sieht aus, als ob die Katze der Herzle trauert.“

„So etwas sagt man doch nicht, Frau Schleier!“

„Wieso? Ich habe die Herzle schon paar Tage hier nicht gesehen“, entgegnete die Schleiern unbeirrt. „Und der Wirt weiß auch nicht, wo sie steckt.“

„Wahrscheinlich hat diesmal Frau Herzle vergessen, ihre Katze mit nach Hause zu nehmen“, mutmaßte Frau Reiter.

Aber diese Erklärung leuchtete der Schleiern nicht ein. „Gestern fragte ich den Herzle, der ja auch in unserem Haus wohnt, wo denn seine Frau sei. Er sagte gleich, sie hätten mal wieder Krach gehabt, und wie üblich sei sie zu ihren Eltern gerannt. – Die krachen sich ja ständig, weiß man.“

Frau Schleier rückte näher an Frau Reiter. „Soll ich Ihnen mal was verraten?“

Voller Spannung starrte die Reiterin die Schleiern an. Frau Schleier atmete tief ein und zeigte mit dem Daumen auf das Fenster, in dem die Katze lag. Flüsternd

teilte sie nun mit, dass immer von einem Kerl die Rede sein soll. „Die Herzle hat bestimmt einen anderen. Ist doch klar. – Wie die aussieht!“

Die Schleiern senkte den Kopf und nickte wissend. „Die kommt schon wieder!“ hatte mir der Herzle noch zugerufen.

„Das stimmt übrigens – bis jetzt kam die Herzle immer wieder, auch wenn sie die Nacht bei ihren Eltern oder vielleicht auf dem neuen Kerl lag.“

„Der Krach und dass die Herzle davonrennt, ist ja nicht neu, Frau Reiter, aber dass sie diesmal ihre Katze nicht mitgenommen hat... Sie ist ja so verliebt in dieses Vieh.“

„Richtig, Frau Schleier, jetzt fällt mir ein, neulich sah ich die Herzle auf der Straße, und stellen Sie sich vor, die DAME zog einen kleinen Wagen hinter sich her, und da saß diese Katze drin mit einer roten Zipfelmütze auf dem Kopfe. Rot, diese Mütze!“

„Sehen Sie, Frau Reiter, und das macht mich stutzig. Zum ersten Mal rannte sie ohne ihre Katze weg!“

Geduldig hörten sich Kommissar Rossum und sein Assistent Geiser die zwei alten Leutchen an, die eine Vermisstenanzeige aufgaben. Ihre Tochter sei schon ein paar Tage nicht zu ihnen gekommen. Und da wären sie mal in ihrer Wohnung gewesen, geöffnet hätte niemand, aber ihre Katze Tatella hätte im Fenster eines Restaurants gelegen. Sie ließ doch sonst nie die Katze allein!

Rossum kreuzte die Arme und fragte: „Was hältst du davon?“ als die beiden Alten gegangen waren.

„Mein Gott, das ist doch kein Kindergartenkind, sondern eine verheiratete Frau, die mal ein paar Tage nicht bei ihren Eltern war!“

„Mir gibt die Sache doch etwas zu denken. – Vielleicht Krach mit dem eigenen Mann – kommt häufig vor: Rennen zu den Eltern

und sich dort ausheulen – auch, aber jedes Mal eine Katze mitschleppen? – Die Katze, die Katze...“, wiederholte Rossum immer wieder.

„Ich fahr mal zu dem Mann!“

Nach zwei Stunden war Geiser wieder da. „Der Mann war nicht da. - Tatsächlich, wo die Herzle arbeitet, hockt eine Katze im Fenster. Und im Gastraum, wie’s der Zufall will, tratschten zwei Weiber, die die Herzle recht gut kennen – eine Frau Schleier und eine Frau Reiter – Adressen habe ich hier. – Die erzählten mir das gleiche, was die Eltern dieser Herzle uns erzählten: Immer Krach mit dem Mann, immer dieses Fortgerenne zu ihren Eltern, und immer hatte sie ihre Katze dabei – Tatella heißt das Vieh! – Hat eventuell auch einen Geliebten. - Feix’ nicht, nicht die Katze - die schöne Rosa!“

„Spaßvogel! – Aber nach dem letzten Krach durfte Tatella nicht mit. – Fängt an, mir auch nicht zu gefallen – die Frau weg – die geliebte Tatella da.“

„Müssten doch mal mit dem Mann reden!“

Wieder öffnete niemand bei Herzles, aber dafür wurde die Nachbartür geöffnet und Frau Schleier streckte ihren Kopf heraus.

„Bei Herzles ist niemand da; die Frau ist seit paar Tagen weg, der Mann auf Arbeit.“ Sie erkannte Geiser nicht, der sie fragte, wo denn Herr Herzle tätig sei.

„Auf dem Stadtfriedhof. Der ist nämlich Totengräber.“

„Passt ja wunderbar zusammen“, witzelte Geiser auf der Fahrt zum Gottesacker. „Friedhof, Totengräber und - eine verschwundene Frau nebst fetter Katze.“

Herzle hob gerade ein neues Grab aus. Schon von weitem sahen sie den bulligen, untersetzten Mann, der sich an einer Grube zu schaffen machte. Dann traten sie auf ihn zu, grüßten, stellten sich vor, wiesen sich aus, wobei Herzles Gesicht eine Spur ernster wurde. Aber betont ruhig, obwohl das gar nicht seinem Wesen entsprach, fragte Herzle, ob er trotz ihrer Fragerei weiter arbeiten könne, denn zum Fragen

seien sie doch sicherlich gekommen. „Das wird das Grab einer Neunzigjährigen, und übermorgen ist Beerdigung. Da gibt’s noch einiges zu tun.“

Ob er wisse, wo seine Frau sei, wollte Rossum wissen. Diese Frage schien Herzle nicht zu erschrecken, auch wenn der Tag grau war.

„Na, wo schon? Sicher bei ihren Eltern. Macht sie immer, wenn wir uns mal gekracht haben!“

„Danke, das war’s schon, Herr Herzle.“

Der Totengräber schwieg.

„Wir kommen sicher noch einmal wieder.“

Zwei Tage vergingen. Die Beerdigung der Neunzigjährigen war beendet, ein dunkler Erdbuckel, belegt mit Kränzen und Blumen, wies nun darauf hin, dass hier ein Leichnam seine ewige Ruhe gefunden hatte.

Rossum und Geiser traten wieder an das Grab, an dem Herzle ein paar Restarbeiten erledigte. Als beide sich dem Totengräber näherten, beschlich diesen eine leichte Aufregung, die Rossum nicht entging.

„Wir haben Ihre Frau bei ihren Eltern nicht getroffen.“

„Da weiß ich auch nicht, wo sie steckt!“

„Suchen Sie denn gar nicht nach Ihrer Frau?“

Rossum fiel auf, dass der Totengräber keineswegs verstört schien. Deshalb ging er ganz direkt auf sein Ziel los. „Wissen Sie eigentlich, dass Ihre Frau einen Geliebten hat?“

Herzle zeigte keine Regung, was Rossum nun nicht mehr überraschte. Doch nach einer Weile sagte er ziemlich barsch: „Warum soll ich sie suchen, wenn sie einen Geliebten hat und außerdem ständig zu ihren Eltern rennt?“

„Eigentlich hoffte ich, mit Ihrer Hilfe was tun zu können, denn die Eltern Ihrer Frau haben eine Vermisstenanzeige aufgegeben.“

„Ich werde mich einen Dreck drum kümmern!“

„Dann müssen wir eben allein suchen. Aber wo anfangen?“

Herzle hockte neben dem Grab und blickte von unten nach oben die beiden Männer an. Gleichgültig meinte er dann, eine Spur zu höhnnisch: „Suchet, so werdet ihr finden! – Vielleicht hier – auf dem Friedhof.“

Rossum und Geiser saßen in ihrem Büro. „Erinnerst du dich an Herzles Bemerkung mit dem Friedhof? – Geht mir nicht aus dem Kopf“, meinte Rossum langsam. „Natürlich. Der war auch so hektisch bei der Grabarbeit dieser alten Frau. – Warum?“ wollte Geiser mehr rhetorisch wissen.

Rossum erwirkte eine Exhumierung und sorgte dafür, dass Herzle das Grab aufschaufelte. Die fette Katze lag daneben und beobachtete ungerührt den Gräber.

„Das ist wohl die Katze?“ fragte Geiser. „Ja“, knurrte Herzle, „der Wirt befahl mir, das Vieh endlich aus dem Wege zu schaffen. Und nun liegt sie hier und bewegt sich nicht vom Grab weg.“

Als der Sarg mit der Neunzigjährigen langsam gehoben wurde, beobachtete Rossum Herzle scharf und sah, wie dieser nervös zur Seite blickte. Da wusste er – jahrelange Erfahrung mit solchen Leuten – er hatte ihn. Bloß, wo war dessen Frau?

Herzle wagte kaum zu atmen, als der Sarg geöffnet wurde. Rossum hatte geglaubt, da liege Frau Herzle drin, aber nur die bestattete alte Frau war zu sehen. Da er aber schnell wieder die Visage Herzles betrachtete, entging ihm nicht, wie es um dessen Lippen leicht zuckte, und er glaubte, dieser Totengräber habe etwas zynisch gelächelt. Deshalb trat er schnell an den Sarg heran und bat, die alte Frau herauszuheben. Das dauerte einige Minuten, in denen, wie Rossum wieder bemerkte, Herzle von einem Bein auf das andere trat und zusah, wie die alte Frau langsam in die Höhe gehoben wurde.

Zum Vorschein kam ein Plastiksack, auf den mit einem Male wie lebendig geworden diese fette Katze sprang. Mit geschickten Schnitten wurde dieser geöffnet. Frau Herzles Leiche wurde sichtbar.

Herzle wären beinahe die Knie weggesackt, wenn ihn Geiser, der hinter ihm stand, nicht aufgefangen hätte.

„Nun?“ fragte Rossum. „Woher – wussten – Sie...? – Das – da?“ Herzle zeigte auf den Leichnam seiner Frau.

„Das haben Sie uns doch selbst gesagt, Herzle: Sie sprachen vom Friedhof.“

Rossum wandte sich wieder dem Leichnam zu. „Aber warum nur haben Sie Ihre Frau GETÖTET?“

„Sie wollte mich wegen des anderen verlassen.“

Herzle sah kurz auf die Tote, dann sprach er weiter: „Da stach ich ein paar Mal zu – es war nachts – sie lag im Bett und schlief – mit einem Messer. – Die Katze hat wohl meinen Plan zerstört!“

„Und dann?“

„Der Friedhof besitzt ein Kühlhaus. Da konnte ich sie bis zu diesem Begräbnis vorgestern verstecken.“ Nach einer kurzen Pause fügte er hinzu: „Aber an dieses Katzenvieh habe ich nicht gedacht.“

Auf der Rückfahrt lächelte Geiser. „Eine Katze, die indirekt einen Mord aufklärt, ich glaube, das hatten wir auch noch nicht.“

„Falls wieder mal notwendig, sprich gesitteter über Katzen, und nenne sie nicht immer ‚Viecher‘!“

Holger Hartenstein

1940 in Meißen geboren, derzeitige Tätigkeit Honorar Dozent im Europäischen Bildungswerk für Beruf und Gesellschaft für Germanistik und Kommunikationswissenschaften. So auch meine Studienrichtungen.

Seit 1972 wohne und arbeite ich in Halle/Saale und in Bennstedt, unweit Halles. Schreibe Gedichte und Kurzgeschichten, von denen einige gedruckt wurden, aber auch literaturtheoretische Veröffentlichungen. Neben der Literatur großes Interesse für klassische Musik – die Italiener, Beethoven und Chopin insbesondere.

The Cream
WHITE ROOM

Vom Bauwagen sind wir einfach eins weiter
in das Musterhaus gezogen.
Um es vorwegzunehmen:
Wir fühlen keinen Trennungsschmerz.
Endlich ist zusammen, was zusammengehört.
Nur den Himbeerkuchen haben wir
mit herüber genommen.
Unser Vorsatz: keine Brillen mehr.
Wir wollen keine Würmer mehr im Himbeerkuchen sehen!
Zugegeben: das ist unser altes Muster.
Ebenso wie der Einstieg über den Schlot.
Doch lasst uns von jetzt an nur noch nach vorne schauen
auf die weiße Tapete.

aus dem Zyklus „DIE STIMME SEINES HERRN - Evergreens“

Manfred Kern

*geboren 19.9.1956 in Rothenburg o.d.T., aufgewachsen auf einem Bauernhof in Wettringen
(Landkreis Ansbach), Ausbildung zum Buchhändler in Würzburg, lebt in Coburg; bisher 8
Buchveröffentlichungen, 1 CD (www.habbag.sternturm.de)*

Pochender Puls

Im Heckengeschütz der Zeitkugel,
Rauscht mir der Brunnen,
Schneide ich mit dem Messer die Zwiebel,
Häute sie, weine mich aus,

Denke mich in Staub, fühle mich in Asche,
Kann mich darauf verlassen,
Dass ich diese Stadt verlasse,

Diese wilde Nacht der Liebe,
Den Brunnenschutt der frühen Gedichte,

Die Schneesteppes, Johannisbeere,
Die aus deinem Mund wächst,

Den pochenden Puls, Liebste, das gelbe
Rapsfeld, Othello und Desdemona,
Vielleicht heute Nacht, morgen früh,
Stolz und Neid, Lust und Lebkuchen,
Die Mundharmonika in Jerusalem,
Rom, alle Wege führen mich
Aus der Stadt, den Sandstränden,
Aus dir und mir und der Nacht.

zuerst veröffentlicht in „Nachtlichter“, Pop Verlag, Ludwigsburg, 2010

Norbert Sternmut,

1958 in Stuttgart geboren, lebt in Ludwigsburg bei Stuttgart. Seit 1980 ca. 90 Veröffentlichungen in Anthologien und Zeitschriften, zahlreiche Buchveröffentlichungen (Romane, Lyrik, Theater) in verschiedenen Verlagen.

www.sternmut.de

Die heitere Schildkröte

Du hast Zeit, halt fest dein Schild,
sei ganz achtsam, lächle mild,
streck vor dir die Lebensleiter:
Lauf in deinem Tempo heiter.

Wenn dich jemand treiben will,
schau ihn an und lächle still,
atme tief und dann geh heiter
ganz in deinem Tempo weiter.

Wenn sein Zorne tost und tobt,
zieh den Kopf ein, sei gelobt,
wart ein wenig, dann schreit heiter
ganz in deinem Tempo weiter.

Wenn der Zorn sich vor dich stellt,
wie ein Donnerschlag laut bellt:
Beiß einmal zu! Und dann geh heiter
ganz in deinem Tempo weiter.

Volker Grieb

1966 auf Rügen geboren. Lebt in der Altmark, wo er als Erzieher und Lehrer in einem Montessorischulprojekt arbeitet. Er ist Mitorganisator des internationalen Unicorn-Voicecamps im Wendland. Neben den Weg in seine junge Autorenschaft seit 2009 entwirft er literarisch-musikalische Räume, u.a. „Lyrische Wandelgänge“ in der Natur und setzt sich für eine neue Trauerkultur ein. Veröffentlicht im Rahmen der Wandelgänge sind die Lyrikbroschüren „Lebensfäden“, „Vertriebensein“, „Der Hörende“ (www.lebensfaeden.net).

Warum?

Seit wann
Fehlt dir die Zeit für mich?
Wo vergnügst du dich,
wenn nicht mit mir?
Warum lachst du nicht mehr mit mir
Oder küsst meine Tränen fort?
Was hörst du,
während ich erzähle?
Seit wann
Hasst du meine Lieblingsmusik?
Warum habe ich für dich
Meinen Mann aufgegeben?
Warum mich selbst?
Mit letzter Kraft frage ich:
Warum?

Angelika Schranz

geb. am 15.1.1955 in Marburg an der Lahn, wo ich auch heute noch mit meinem Mann und beiden Kindern lebe. Ich habe Spaß am Schreiben und versuche, die vielen Gedanken und Eindrücke aus meinem und unserer aller Leben in Gedichten, Erzählungen und Kindergeschichten noch einmal aufleben zu lassen. Einige Veröffentlichungen in Anthologien. Mein Gedicht „Liebe“ wird in den kommenden Sammelband der Bibliothek deutschsprachiger Gedichte aufgenommen. Das Gedicht „Sturm“ in der Edition der Brentano-Gesellschaft Frankfurt.

RETOUR

die Plaudertaschen plauderten
gelte es um die Wurst
verspürt ihr lock'eres Zünglein
Spottmaul und Lästerdurst

sie quatschten n o n
ohne Stop am Stück
gerüchetriefend
hin und zurück

geschrieben
April 2008

Essen/ Ruhr

*Arno
Peters*

**Duden, Band 8: Sinn- und sachverwandte Wörter. Dudenverlag und
A. M. Textor: Sag es treffender. Rororo Sachbuch**
Ein Vergleich von Maria Fröse

Die *Untertitelung und Infos* sowie die *Inhaltsangabe* werden nach Verlagsangabe zitiert.

Der Duden, Sinn- und sachverwandte Wörter:

Untertitelung und Infos über das Buch:

- Rund 82 000 Wörter und Wendungen in Gruppen gegliedert, mit Angaben zur Stilsicherheit und Hinweisen zur Bedeutung
- Herausgegeben und bearbeitet von Wolfgang Müller
- 2. Auflage von 1997
- ISBN: 3-411-20908-9
- In der Rechtschreibung folgt dieser Neudruck den am 1. Juli 1996 in Wien verabschiedeten neuen Regeln.

Inhalt:

- Vorwort
- Die Wortgruppen
- Verweise
- Angaben zum Wortgebrauch
- Verwendete Zeichen, Zahlen, Klammern
- Verwendete Abkürzungen
- Der eigentliche Wörterbuchteil

Aufbau und Suche:

- Das Buch ist zweispaltig aufgebaut
- Alle Stichworte sind fett gedruckt.
- Die Alternativausdrücke stehen direkt hinter den Suchwörtern,
- die wiederum (ggf.) mit einem Pfeil nach oben auf weitere Stichworte verweisen.
- Alle Texte unter einem Stichwort stehen im Fließsatz (ohne zusätzliche Zeilenumbrüche oder Absätze)
- Die Stichworte sind alphabetisch sortiert,
- die Alternativausdrücke sind (leider) nicht alphabetisch sortiert.

A. M. Textor: Sag es treffender

Untertitelung und Infos über das Buch:

- Ein Handbuch mit über 57 000 Verweisen auf sinnverwandte Wörter und Ausdrücke für den täglichen Gebrauch
- Vollständig überarbeitet und erweitert von Renate Morell
- 7. Auflage von 2004
- ISBN: 3-499-61388-3
- Die Schreibweise entspricht den Regeln der neuen Rechtschreibung.

Inhalt:

- Vorwort
- Benutzerhinweise
- Eigentlicher Wörterbuchteil

Aufbau und Suche:

- Das Buch ist dreispaltig aufgebaut.
- Alle im Buch enthaltenen Such- bzw. Stichwörter stehen im Register im hinteren Teil.
- Fett gedruckt sind nur wenige Wörter.
- Die Stichwörter sind alphabetisch geordnet.
- Eine neue Zeile für jedes Suchwort
- Die Wortgruppen für die Alternativausdrücke sind nach fortlaufenden Nummern aufgeteilt.
- Die Wortkombinationen folgen in alphabetischer Reihenfolge direkt nach dem sinntragenden Wort.
- Bei Wortkombinationen ist jeweils das unterstrichene Wort das Suchwort.

- Die entsprechenden Wörter für die Alternativsuche finden Sie unter dem sinntragenden Wort:

Beispiele:

müde sein, Mut haben, rot werden, sich bewegen, sich Gedanken machen, das Unterste zuoberst kehren, in Ordnung, nichts Halbes und nichts Ganzes

Die Wortgruppen sind nochmals nach ihrer differenzierten Bedeutung unterteilt.

Beispiel:

Das Wort **gehen**:

- es folgen 56 Alternativausdrücke, teilweise mit gleicher Bedeutung,
- 30 Wörter davon sind mit einem Pfeil nach oben gekennzeichnet, also mit Hinweis auf weitere Stichwörter

- *Beispiele:*

erstrecken (sich), florieren, das geht nicht, in sich gehen, um die Wurst gehen, einen Darmwind gehen lassen etc.

Praktische Erfahrungen:

- Wesentlich mehr Wörter als beim Textor
- Der Duden ist im ersten Moment einfach strukturiert.
- Erste Alternativen sind schnell gefunden,
- Weitere Alternativen benötigen entsprechend mehr Zeit.
- Je differenzierter das erste Suchwort ist, desto schneller findet man dessen Alternativausdrücke.
- Die einfachere Struktur ist für den einen oder anderen Nutzer zu einfach und zu undifferenziert.
- Sie bietet nicht so viele Alternativen.
- Wenn man überhaupt erst nach einem korrekten Stichwort sucht, kann die differenzierte Suche sehr zeitraubend werden.
- Es gibt weitere Bedeutungshilfen, z. B. bei medizinischen Begriffen wie Gehirn; dort folgen noch lateinische Ausdrücke.
- Hinweise zu regionalen Ausdrücken helfen bei der Suche nach einem korrekten Ausdruck.

Beispiel:

Das Wort **gehen**:

- schon für das allein stehende Wort **gehen** gibt es 8 Wortgruppen sowie 124 Wortkombinationen, unter denen man differenzierter suchen kann

- *Beispiele:*

zur Konkurrenz gehen, zu Herzen gehen, schwanger gehen, auf Tuchfühlung gehen, in die Luft gehen, auf den Leim gehen, sich gehen lassen, an Bord (oder) auf den Strich gehen etc.

Praktische Erfahrungen:

- Weniger Wörter insgesamt
- Der Textor ist auf den ersten Blick umständlich strukturiert.
- Man muss sich vor allem am Anfang an eine Mehrschrittsuche gewöhnen.
- Die Möglichkeiten des Textors sind erst auf den zweiten Blick/ Versuch (wesentlich) umfangreicher.
- Die Differenzierung ist noch detaillierter.
- Wenn man am Anfang der Suche noch kein genaues Stichwort weiß, gestaltet sich die Suche oft einfacher als beim Duden.
- Es gibt keine weiteren Hinweise zu regionalen Ausdrücken oder Fachausdrücken.
- Es gibt keine weiteren Bedeutungshinweise.

Quintessenz:

- Der Duden eignet sich vor allem für die alltägliche Suche nach Alternativvorschlägen, wenn es schnell und einfach gehen soll.
- Für Nutzer, die selten mit Wörterbüchern arbeiten einfacher zu durchschauen
- Bei Stichwörtern mit vielen Alternativbegriffen im Text ist die Suche aufgrund des Fließsatzes unübersichtlich.
- Das Buch bietet zusätzliche Hilfsmittel in Fragen des Stils und der Bedeutung der Wörter.

Quintessenz:

- Im Textor steht mehr der differenzierte Ausdruck im Mittelpunkt.
- Die schnelle Suche klappt oft erst nach längerer Erfahrung mit dem Buch.
- Für Nutzer, die selten mit Wörterbüchern arbeiten, wird es anfangs mühsam sein, sich zurechtzufinden.
- Die Stichworte sind durch stets neue Zeilen übersichtlicher gestaltet.
- Zusätzliche Hilfen in Bezug auf Stil, regionale Ausdrucksweisen oder Erklärung von Fachbegriffen fehlen ganz.

Rezension: „Jan und Janina“ von Gerd Egelhof

„Jan und Janina“ ist eine Liebesgeschichte unter Teenagern. Für jugendliche Leser/innen ist es ein historischer Roman, denn er spielt in den 80ern, mit der typischen Kleidung und Musik. Für diejenigen, die damals jung waren, schwingt hierin Nostalgie mit. Ja, auch im Samstagsunterricht mit seinem ganz eigenen Flair.

Jan trifft die Liebe auf den ersten Blick wie ein Blitz. Er sieht Janina, er sieht sie ständig und sie blickt oft viel versprechend zurück, während sie gemeinsam im Zug oder Bus zur Schule fahren. Allerdings gehen sie nur ein einziges Mal miteinander aus.

So handelt dieser Roman von der unglücklichen Liebe Jans und wie er damit umgeht. Wem er sich anvertraut und wem nicht, wie er Janinas Nähe sucht und dann wieder meidet. Wie er versucht, „liebvoller mit sich umzugehen“.

Nicht nur Jan versagt in seiner jugendlichen Tollpatschigkeit, sondern

auch Janina. Die steife Unsicherheit der Protagonisten drückt sich auch sprachlich aus. Beispiel: Die beiden sehen sich im Kino „Splash - Jungfrau am Haken“ an und alles was Janina hinterher dazu einfällt ist: „Ein schönes, modernes Märchen mit viel Romantik. Das war ein wunderschöner Film.“ Eine kühle Höflichkeitsfloskel, mehr weiß sie nicht zu sagen.

Jan ist ein verträumter Typ, der sich erstaunlich gut mit Blumenarten auskennt wie Nemesien und Zinnien. Er sieht die Welt in Farbe und voller Träume, fällt allerdings durch seine unglückliche Liebe in ein tiefes Loch. Jahre später sehen Jan und Janina sich wieder und wir erfahren das wirkliche Ende der Geschichte.

Taschenbuch, 104 Seiten
BoD Verlag, 2010
ISBN 978-3-8391-7790-7

Rezensioniert von Andrea Herrmann

Rezension: „Hannahs Haus“ von Susanne Koch

Dieser Roman ist Mystery, Krimi und Liebesgeschichte in einem.

Hannah McGregor ist in Amerika bei einer reichen Tante aufgewachsen, nachdem ihre Eltern durch einen Unfall ums Leben kamen. Doch nun zieht es sie in die alte Heimatstadt Berlin zurück. Dort kauft sie sich ein malerisches altes Schlösschen am See und findet auch schnell eine neue Freundin, Henriette.

Leider spukt es in dem netten Häuschen, so dass Hannah keine Nacht durchschlafen kann. Abgesehen davon, dass sie dies ärgert, geht die Gänsehaut jedoch stets genauso schnell wieder vorbei wie der Spuk. Die junge Frau hat starke Nerven und beginnt nachzuforschen. Der Geist eines jungen Mädchens geht hier um und findet keine Ruhe. Alte Zeitungen auf dem Dachboden, ein Tagebuch und nicht abgeschickte Briefe in der Bibliothek sowie jede Menge Gerüchte informieren darüber, was vor 70 Jahren in diesem Haus passierte. Die 15jährige Annie und ihr Vater kamen in derselben Nacht zu Tode. Man erfährt, dass der gut aussehende Graf von einer Nachbarin mit ihrer unerwünschten Liebe verfolgt wurde. Doch wie Vater und Tochter starben, weiß niemand. Es gibt im Verlauf des Romans immer wieder Enthüllungen, doch keine führt zu der entscheidenden Spur!

Turbulenzen löst Michael de Ville aus, der Journalist, der verletzt auf Hannahs Türschwelle zusammenbricht. Er sieht gut aus, hütet aber gefährliche Geheimnisse.

Hannah verliebt sich: „Ein Blick zu viel und schon war es um sie geschehen?“ Es gibt Missverständnisse und Intrigen, „Hannah, die mit ihrem inneren Gefühlschaos nicht zurecht kam, investierte weiterhin in ihre Wut.“

Die Lösung des Rätsels ist letztlich unerwartet. Da alle, die etwas wissen, verbissen schweigen, muss Hannah zu ungewöhnlichen Ermittlungsmethoden greifen. Sie begibt sich auf eine Zeitreise und landet in der Anfangszeit des Zweiten Weltkriegs. Somit begibt sie sich doppelt in Gefahr. Der Mann, der sie liebt, wird sie jedoch retten, nachdem sie das schmerzhafteste Rätsel gelöst hat. Und so kann Annies Seele endlich Frieden finden.

Die Handlung kreist um das ungelöste Rätsel und ist ausstaffiert mit dem üblichen Personal und den Mustern eines Groschenromans: eine reiche Erbin, ein integrierter Journalist, eine rücksichtslose Adlige. Der Charme des Romans besteht vor allem in den liebevollen Beschreibungen von Gebäuden und stimmungsvollen Szenen.

Taschenbuch, 190 Seiten
Pebo Verlag, 2010
13,50 €
ISBN 978-3-939257-05-9

Rezensiert von Andrea Herrmann

Rezension: „Komm mit, sagte der Esel“ von Michael Hüttenberger

Dieses Büchlein trägt den Untertitel „Grimm'sche Märchenverdichtungen, Band I“ und strafft dreizehn Grimmsche Märchen in gereimter Form auf jeweils eine einzige Buchseite. Hierbei wird nicht nur unnötiger Erzählzerrat weggeschnitten und die Geschichte auf die Haupthandlung (Problem, Handlung und Lösung des Problems) konzentriert, sondern durch die Verdichtung enthüllt sich auch die eigentliche, ursprüngliche Bedeutung des Märchens. Michael Hüttenberger hat sich offensichtlich mit jedem der Märchen und seinen möglichen Interpretationen beschäftigt. Beispielsweise wenn Dornröschens Vater „Jedes Spinnrad lässt kastrieren“ und das Märchen endet mit: „Und vom Stich des Prinzen Spindel kriegt Dornröschen bald ein Kindel.“

Hierbei werden auch teilweise moderne Begriffe verwendet, die das Kind beim Namen nennen, aber auch den Leser zum Schmunzeln bringen. Etwa wenn der Prinz täglich bei Rapunzel „eincheckt“.

Hüttenberger beherrscht die Kunst, mit wenig Worten viel zu sagen, wenn z.B. die Stiefmutter „Führt mit letzter Konsequenz mit Schneewittchen Konkurrenz.“

Ganz zuletzt hat Hüttenberger dann aus den Personen und Handlungselementen der vorigen ein ganz neues Märchen erdacht, das „Wolfsröschen und das rote Schneiderwittchen“.

Gefolgt wird Band I vom Band II mit dem Titel „Ik bün all hier“, der ebenfalls 13 Märchen verdichtet. Darunter sind auch zwei plattdeutsche Märchen von Alwine Menzel. Meine beiden Lieblingsmärchen hier sind „Der gestiefelte Kater“ und „König Drosselbart“.

Der Kater

„Lässt sein'n Herrn im See dann baden,
klaut Klamotten, meldet Schaden.“

Und König Drosselbart stellt fest:

„Schöne Frauen, wenn gefügig,
freit man selbst als König zügig.“

Genau das ist die Moral der Geschichte, ob man ihr zustimmen mag oder nicht.

Die Schwarz-Weiß-Illustrationen von Ingrid Freihold beider Bände sind genauso auf das Wesentliche fokussiert und humorvoll wie der Text. Mit wenigen Federstrichen werden hier die wesentlichsten Elemente des Märchens karikiert.

Diese Bücher bieten kurzweiliges Lesevergnügen und Aha-Erlebnisse für alle, die sich regelmäßig mit Märchen beschäftigen genauso wie für diejenigen, die seit ihrer Kindheit fast alle wieder vergessen hatten. Das eine oder andere möchte man sicher auch mal in interessierter Runde zur allgemeinen Unterhaltung zum Besten geben, und wird damit bestimmt begeisterte Zuhörer finden.

Dr. Michael Hüttenberger: Geboren 1955, lebt in Stedesdorf/ Ostfriesland und in Darmstadt, schreibt Lyrik und Kurzprosa, Mitglied im Zentrum junge Literatur in Darmstadt. www.michaelhuettenberger.de

Ingrid Freihold: Geboren 1960, Kunstpädagogin, Designerin, Illustratorin und freie Malerin, lebt in Stedesdorf/ Ostfriesland. www.ingridfreihold.de

broschiert, 36 Seiten

Druckwerkstatt Kollektiv Verlag, 3. Auflage 2010

9,95 Euro

ISBN 978-3-9814063-1-3

Rezensiert von Andrea Herrmann

Wettbewerbe

Datum	30.04.2011	15.05.2011	27.05.2011
Name	Preis Ausschreiben der Stiftung Kreatives Alter	Hattinger Förderpreis für junge Literatur 2011	Literaturpreis der keb Katholische Erwachsenenbildung Diözese Rottenburg-Stuttgart
Genre	Roman, Anthologie (Prosa/ Lyrik), Hörspiel, Theaterstück, Essay, (Auto)biographie, Musik, Forschungsergebnis; vor max. 3 Jahren veröffent.	literarische Texte (unveröff.)	Lyrik oder Prosa
Thema			begegnung : nähe : genießen
Umfang		Max. 5 Seiten	Max. 5 Seiten oder 5 Gedichte
Form	In Deutsch, Französisch, Italienisch, Romanisch oder Englisch; mit Anmeldeunterlagen (www.stiftung-kreatives-alter.ch/Index.php?id=13)	Deutschsprachig, 1,5-zeilig, einseitig maschinengeschrieben, ungeheftet	Texte anonym mit Chiffre; dazu DIN-A6-Umschlag mit Chiffre und Blatt mit Namen, Adresse, E-Mail etc.
Preis	10 Preise à Fr. 10'000.- und 20 Urkunden	Reisekosten zur Endausscheidung am 18.09.; für den Sieger Lesung Frühjahr 2012	1.) 1000€ 2.) 500€ 3.) 3tägiger Aufenthalt in einem Bildungshaus inkl. Anreise und Verpflegung; Veröffentlichung der besten 15 in „Stuttgarter Hefte“, 10 Freixemplare
Teilnehmer/in nen	über 65 Jahre, Einzelperson oder Gruppe	16- 25 Jahre	
Veranstalter	Stiftung Kreatives Alter	Förderverein Stadtmuseum Hattingen und Stadt Hattingen	keb Katholische Erwachsenenbildung Diözese Rottenburg-Stuttgart e.V.
einsenden an	Stiftung Kreatives Alter, Tödistrasse 17, Postfach 2999, CH-8022 Zürich	Stadtmuseum Hattingen, Marktplatz 1-3, D-45527 Hattingen	keb Katholische Erwachsenenbildung, Jahnstraße 30, D-70597 Stuttgart
nähere Informationen	Tel. +41 (0)58 283 50 05 www.stiftung-kreatives-alter.ch/index.php?id=8	www.kubischu.de www.stadtmuseum.hattingen.de/ Veranstaltungen.	www.keb-drs.de/keb-aktuelle-meldungen+M5afe429affa.html Michael Krämer, Tel. +49-(0)7119791 208 mkraemer'at'bo.drs.de

Datum	28.05.2011	31.05.2011
Name	Villacher-Literaturpreis „Die Nacht der schlechten Texte“	dm-Autorenpreis
Genre	Schlechte Texte, alle Textgattungen	Klassenzimmerstück für junge Menschen ab 10 Jahren (nicht aufgeführt)
Thema		Thema aus der Lebenswirklichkeit der Zielgruppe
Umfang	Max. 10 Seiten oder 7 Minuten Aufführungsdauer	kann von max. drei Schauspielern/innen mit geringem Aufwand in Klassenzimmern gespielt werden
Form	4fache Ausfertigung oder E-Mail (einfach)	Text und Lebenslauf, als Word- oder pdf-Dokument
Preis	Lesung der 10 besten schlechten Texte am 28. Juni 2011 in Villach auf der Nacht der schlechten Texte; 1.) 700€ +Kurzurlaub, 2.) Publikumspreis	Lesung; Publikumspreis (1000€) und Jurypreis (4000€)
Teilnehmer/innen	alle deutschsprachigen Autor/innen unabhängig von Nation, Alter, Erfolg, Bekanntheitsgrad. (nur: Nicht in Österreich lebenden Autor/innen können die Reisekosten nicht ersetzt werden.)	Autoren und Verlage
Veranstalter	Verein WORT-WERK	Badische Landesbühne
einsenden an	Kennwort: Villacher-Literatur-Wettbewerb, Verein WORT-WERK Franz-Krainer-Straße 50, A-9500 Villach, Österreich sicke'at'tele2.at	dramaturgie'at'dieblb.de
nähere Informationen	www.wort-werk.at/ +43 (0) 699 12681569 +43 (0) 676 9623629 sicke'at'tele2.at od. simone.schoenett'at'aon.at	www.dieblb.de

Datum	20.08.2011	26.08.2011
Name	„Eberhard“ - Barnimer Preis für Texte der Kinder- und Jugendliteratur mit Umweltthematik	Lise Meitner Literaturpreis
Genre	Texte der Kinder- und Jugendliteratur mit Umweltthematik (keine Sachtexte) (unveröffentlicht)	Prosa (unveröffentlicht)
Thema	Wildwuchs	Technik und Geschlecht, Geschichte der Technik und Naturwissenschaft, Studium an einer Technischen Universität, Gefahren, Alternativen und Visionen
Umfang	Max. 7 Seiten	max. 3 Texte pro Autorin, je max. 30 Seiten.
Form	Arial 12 Punkt, Zeilenabstand 1,5; anonym in 7-facher Ausfertigung; auf gesonderten Personalblatt (doppelt) Name, Kurzbiographie, Anschrift und Telefonnummer	Anonym, vierfach, biographische Informationen und Adresse extra beilegen
Preis	2500€	2200€
Teilnehmer	alle (erwachsenen) deutschsprachigen Autoren/innen	Nur Frauen
Veranstalter	Brandenburger Landkreis Barnim	
einsenden an	Landkreis Barnim, Strukturentwicklungsamt, Am Markt 1, D-16225 Eberswalde	Frauenreferat der HTU, Kennwort „Lise Meitner Literaturpreis“, Wiedner Hauptstraße 8-10, A-1040 Wien
nähere Informationen	+49-(0)3334/214-1255 03334/214-1255, kulturverwaltung'at' kvbarnim.de	www.lisemeitnerpreis.at/ helga.gartner'at'tuwien.ac.at